

# Baltikum 2000

Von dem Main bis an die Memel  
und noch etwas weiter

Ein sehr persönlicher Reisebericht  
von Joachim Altstadt



Von dem **M a i n**



bis an die **Memel**

und noch etwas weiter

Sehr persönliche Impressionen und Reflexionen  
während einer Baltikumfahrt im Herbst 2000

von Joachim Altstadt  
März 2001



## Etappen

### 1. Land der spät Bekehrten - Litauen

- 01.10. Lietuva, Latvia, Eesti - Ein aufhaltsamer Aufstieg in den baltischen Himmel
- 02.10. Vilnius, ein Interview am Sitz der Regierung, die Stadt und ein Konzert
- 03.10. Ein Ghetto, die Burg im See und ein Feiertag an der Memel
- 04.10. Kaunas, ein Weißer Schwan und der Teufel im Museum
- 05.10. Klaipėda, versprengte Deutsche und wieder ein Konzert
- 06.10. Herbst auf der Kurischen Nehrung: Dünen, Hexen und die Frauen von Nidden
- 07.10. Pizza, Kreuze, Litas, Lats: Über Šiauliai nach Riga

### 2. Ordensland und Hansestädte - Lettland und Estland

- 08.10. Kirchen, Gilden, Jugendstil: Riga
- 09.10. Eine Schule, neue Grenzen und Olde Hansa: Von Riga nach Tallinn
- 10.10. Toompea, ein Ombudsmann und Schafe aus anderen Hürden: Tallinn

### 3. Leningradskaja Oblast - Russland

- 11.10. Narva, Datschen, Plattenbauten: Von Tallinn nach St.Petersburg
- 12.10. Die Stadt, der Konsul und die Kirche, die ein Schwimmbad war: St. Petersburg
- 13.10. Katharinenpalast und Eremitage - In Puschkin und St.Petersburg
- 14.10. До свидания Россия! Über Pawlowsk zum aufhaltsamen Rückflug

Nachträglich wurden zwei neue Seiten 19 a und 26 a eingefügt und die alte Seite 41 durch die beiden Seiten 41 a und 41 b ersetzt.  
Abbildung auf der Titelseite: Die Memel in Kaunas mit Vytautaskirche.

## Ein Wort zuvor

Dieser Bericht ist wesentlich länger geworden, als ich es vorhatte. Aber nachdem ich mich bei der Beschreibung unseres Aufenthaltes in Vilnius (Wilna) so sehr in die Schilderung von Details verstrickt hatte, konnte ich auch später davon nicht mehr abweichen, ohne einen größeren Stilbruch zu riskieren. Einerseits wollte ich möglichst viele Gesichtspunkte des Gesprächs mit Dr. Masilius wiedergeben, andererseits hatte ich vor der Abfassung des Textes mühsam an Hand von Stadtplänen und der Reihenfolge meiner Fotoaufnahmen die Wege unserer Stadtbesichtigungen rekonstruiert, um alle fotografierten Objekte richtig zuordnen zu können. Warum sollte ich das Ergebnis dieser Recherchen nicht in den Text einfließen lassen? Vielleicht könnte dies dem einen oder anderen Mitreisenden helfen, bei der Zuordnung eigener Fotomotive sicherer zu werden. Mir ist dabei aber durchaus bewusst, dass die Aufzählung vielleicht allzu vieler fremdartiger Straßennamen manchen Leser abschrecken und vom Weiterlesen abhalten könnte. Das wäre schade. Denn gerade auch die Straßennamen- und Ortsbezeichnungen in den Sprachen dreier uns allen sehr fremder Länder erlauben erste Einblicke in die Mentalität und die jeweiligen sprachlichen Besonderheiten dieser Völker.

Damit landen wir bei der Frage, für wen ich diesen Text eigentlich geschrieben habe. Dazu möchte ich zunächst ganz eindeutig feststellen, dass ich den Text vor allem für mich selbst geschrieben habe. (Siehe auch meine Schlussbemerkungen auf Seite 50!)

Da der Mensch aber kein selbstgenügsames in sich ruhendes Wesen ist, das nur Selbstgespräche führt, wird er sich bei der Abfassung eines Textes bewusst oder unbewusst einen möglichen Adressaten vorstellen. Im vorliegenden Fall sind dies gewiss die Fahrtteilnehmer und unter diesen besonders diejenigen, die ich näher kennen und schätzen lernte. Bei der nachträglichen Durchsicht meines Textes fiel mir dann allerdings auf, dass ich offenbar unbewusst auch wieder in die Rolle des Lehrers zurückgefallen war, der dem interessierteren Teil seiner Eleven nicht nur von einer gelungenen Reise berichtet, sondern sie wie bei der Vorbereitung einer Studienfahrt mit zahlreichen Hintergrundinformationen versorgen wollte. Ich bitte deshalb alle Leser, die sich nicht schon von der minutiösen Aufzählung fremdartiger Straßennamen und anderer pingeliger Details abschrecken ließen, die vielleicht oberlehrerhaft wirkenden Textstellen zu entschuldigen.

Eventuell ist der Text für manchen ungenießbar. Aber wie sagte schon Pilatus? Quod scripsi, scripsi. Es ist niemand gezwungen, das alles zu lesen. Wer es dennoch versucht, dem könnte ich vielleicht aus einem sehr subjektiven Blickwinkel heraus ein paar interessante Eindrücke vermitteln.

Oberursel, den 17. März 2001

*Joachim Altstadt*

# 1. Land der spät Bekehrten

Ein Visum benötigt man als Deutscher nicht mehr, wenn man im Jahre 2000 ins Baltikum reisen will, nur einen gültigen Reisepass. Das war vor 9½ Jahren noch anders. Damals sahen die Sowjets die Länder dieser Region noch als festen Bestandteil ihres Imperiums an, wenngleich sich gerade im Baltikum schon starke Erosionserscheinungen zeigten. Hatten doch alle drei Teilrepubliken bereits ihre Unabhängigkeit erklärt, die allerdings zu diesem Zeitpunkt weder von Moskau noch von irgend einem anderen Staat der Welt anerkannt worden war.

Jetzt war alles anders. Drei kleine, aber sehr selbstbewusste Staaten empfingen die Touristen aus dem Westen mit offenen Armen. Nur wenn man wie wir vorhatte, zum Abschluss der Reise die Stadt zu besuchen, die vor 9 Jahren noch Leningrad hieß, heute aber wieder den Namen St.Petersburg trägt, benötigte man nach wie vor ein Visum, allerdings nur für die russische Föderation. Unsere Visa wurden vor der Fahrt von der Konsularabteilung der russischen Botschaft in Bonn ausgestellt. Auf diese Weise lernte ich immerhin die amtliche Schreibweise meines Namens in kyrillischer Schrift kennen: ЙОАХИМ АЛЪТШАДТ.

**Sonntag, 1.10.2000**

## **Lietuva, Latvia, Eesti - Ein aufhaltsamer Aufstieg in den baltischen Himmel**

Westlichem kapitalistischem Kalkül hatten wir es wohl zu verdanken, dass wir nicht wie beabsichtigt einen Direktflug von Frankfurt nach Vilnius buchen konnten. Die Lufthansa und ihre Partner im Verbund der „Star Alliance“ strafften aus Rentabilitätsgründen ihr Angebot im Liniennetz und zwingen Reisegruppen, die zum günstigen Gruppentarif reisen, auf Strecken auszuweichen, die weniger stark frequentiert sind. So mussten wir von Frankfurt aus zunächst mit einer Maschine der skandinavischen SAS nach Kopenhagen fliegen und von dort erst nach einem längeren Aufenthalt mit einer kleinen Propellermaschine, einem Hochdecker, weiter nach Vilnius. Ähnlich verlief später der Rückflug von St.Petersburg, zuerst mit einer sehr geräumigen Maschine der SAS nach Stockholm und von dort nach 4-stündigem Aufenthalt mit einer Lufthansa-Maschine nach Frankfurt!

Kurz nach dem Start in Kopenhagen konnte man noch gut die Südküste Schwedens zur Linken erkennen. Doch bald tauchten wir in dichte Wolken ein, aus denen wir erst nach längerem Steigflug wieder herauskamen. Unter uns brodelte über der Ostsee eine undurchdringliche Wolkenlandschaft. An manchen Stellen quollen gewaltige Wolkentürme in die Höhe, in die wir hin und wieder erneut eintauchten, obwohl wir uns noch immer im Steigflug befanden. Missmutig dachte ich daran, dass das anhaltend schöne Herbstwetter, das vor unserer Reise in Mitteleuropa geherrscht hatte, wohl genau jetzt zu Ende ginge. Nichts würde es wohl werden mit dem ersehnten Altweibersommer im Baltikum. Ich schaute mich in der engen Kabine um. Die Plätze unserer Gruppe waren über die ganze Maschine verteilt. Neben mir saß eine blonde Frau in einem blauen Kostüm. Ich hielt sie zunächst für eine Skandinavierin; warum sprach sie dann aber mit der SAS-Stewardess englisch? Skandinavier können sich doch durchaus gut in ihren jeweiligen Muttersprachen Schwedisch, Dänisch, Alt- und Neu-Norwegisch wechselseitig verständigen!

Immer wieder einmal schaute ich aus dem Fenster. Plötzlich wurde mir bewusst, dass sich der Abstand zu den Wolken unter uns immer mehr vergrößerte, obwohl wir den Steigflug längst beendet hatten. Das konnte eigentlich nur bedeuten, dass die Wolkendecke über der Ostsee immer dünner wurde. Richtig, auf einmal leuchtete zunächst noch schwach, dann immer klarer ganz unten das blaue Meer auf. Und da war auch schon die Küstenlinie und ihr vorgelagert gelblich weiß glänzend eine lange, sehr schmale Landzunge! Das musste die Kurische Nehrung sein. Weiter hinten links, wo sich die Landzunge mit der Küste zu vereinigen schien, lag ein größerer Ort mit ausgedehnten Industrieanlagen. Das war wohl Klaipėda! Wir überflogen die Landzunge anscheinend knapp nördlich der Grenze zum russischen Bezirk Kaliningrad (Königsberg). Gegenseitig machten wir uns auf dieses überwältigende Bild aufmerksam. Bei dieser Gelegenheit kam ich dann auch mit meiner

Nachbarin auf englisch ins Gespräch. Sie erzählte mir, dass sie einen Kongress in Kopenhagen besucht habe und jetzt auf der Rückreise sei. Nach der Landung müsse sie noch eine Weile mit einem Überlandbus nach Kaunas fahren, wo sie zu Hause sei. Sie erkundigte sich nach meiner Herkunft und meinem Reiseziel, und so ergab ein Wort das andere. Unter uns meandrierte ein großer Fluß durch eine sonnenbeschienene Landschaft. Das sei der Nemunas, wurde ich belehrt. Ich erinnerte mich, dass das der litauische Name der Memel ist. Unzählige Seen und Teiche glänzten in der Sonne. Kleine Wäldchen leuchteten in kräftigem Gelb und Rot. Hier hatte offenbar schon der Herbst eingesetzt! Eine Frage brannte mir auf der Zunge. Sollte ich die Taktlosigkeit begehen und sie stellen? Ich wagte es und fragte meine Nachbarin, ob sie eine gebürtige Russin oder Litauerin sei. Sie antwortete indirekt, indem sie Wladiwostok als ihren Geburtsort angab. Also war sie wohl eine gebürtige Russin. Sie erzählte, dass ihr Vater als Offizier oft versetzt worden sei und dass er seine Familie immer mitgenommen habe. Auf diese Weise habe sie als Kind viele Orte der Sowjetunion kennengelernt und sei mit ihren Eltern schließlich in Litauen gelandet. Hier habe sie einen Mann geheiratet, dessen Familie litauisch spreche, während die Sprache ihrer Familie Russisch sei. In Litauen fühle sie sich wohl, hier gebe es keine Diskriminierung von Minderheiten wie in den beiden nördlichen baltischen Republiken. Sie habe einen Beruf und ihr gehe es gut. Um welchen Beruf es sich handelte, erwähnte sie nicht. Ich fragte auch nicht weiter, wollte ich doch nicht eine zweite Indiskretion begehen. Immerhin hatte ihr Beruf sie nach Kopenhagen geführt.

Nach der Landung beeilten sich hinter dem Zoll kräftige Arme, mehrere schwere Koffer auf jeweils einen Gepäckkarren zu heben und uns mit diesen an der langen Schlange vorbei in die Empfangshalle des Flughafens zu bugsieren. Natürlich hofften sie, auf diese Weise ein paar Dollar zu verdienen, was ihnen auch gelang. In dieser Halle, über der sich eine bemerkenswerte Kassettendecke spannte, lernten wir unsere baltische Reiseleiterin kennen, eine sehr schlanke Frau mit einem leicht asymmetrischen Gesicht, von der wir nur ihren Vornamen kannten: Vitalija. Ihr Alter schätzte ich auf Ende vierzig. Sie stellte sich in einem flüssigen und gut verständlichen Deutsch, das beim Satzbau hin und wieder nicht ganz den üblichen Regeln folgte, als studierte Historikerin vor. Sie sollte uns durch alle drei baltischen Länder bis an die russische Grenze bei Narva begleiten. Je länger die Reise dauerte, desto mehr lernten wir nicht nur ihre Eloquenz, sondern auch ihre unglaublich umfangreiche und detaillierte Sachkenntnis auf vielen Gebieten kennen und schätzen; sie besaß Organisationstalent und Einfühlungsvermögen, konnte großartig auf ihre Gesprächspartner eingehen, hatte auch den Mut, bei mancher historischen oder tagespolitischen Aussage einen davon etwas abweichenden Gesichtspunkt einzubringen, doch nie provokativ oder aus dem hohlen Bauch heraus, sondern immer mit Fakten belegt! Man wird sicherlich verstehen, dass sich zwischen den Mitgliedern unserer Reisegruppe und ihr im Laufe dieser Reise ein freundschaftliches und herzliches Verhältnis herausbildete, das dann am Ende - abgesehen von einer großzügigen Spendensammlung zu ihren Gunsten - dazu führte, dass wir nicht darauf bestanden, dass sie uns ohne weitere wichtige Funktion nur als Begleitung bis zur russischen Grenze in Narva brachte, sondern sie schon in Tallinn herzlich verabschiedeten. So gewann sie persönlich einen ganzen Tag bei ihrer langwierigen Rückfahrt nach Kaunas mit Linienbussen durch alle drei Länder des Baltikums.

In der Empfangshalle des Flughafens von Vilnius konnten wir am Wechselschalter zum ersten Mal Geld eines baltischen Staates eintauschen. Alle drei Länder verfügen inzwischen über stabile konvertierbare Währungen. Für die Identitätsfindung dieser drei neuen Staaten ist es offenbar lebensnotwendig, dass jeder unabhängig vom jeweils anderen in möglichst vielen Bereichen seine Eigenstaatlichkeit betont. So besitzt jedes der drei Länder eine eigene Luftverkehrsgesellschaft, deren Flotte in zwei Fällen aus nur einer einzigen gebrauchten Maschine besteht! So verfügt auch jedes einzelne dieser Länder über eine eigene Währung. In Litauen heißt die Währungseinheit 1 Litas (Abkürzung 1 LTL = 100 Centai), in Lettland 1 Lats (Abkürzung 1 Ls = 100 Santimi); in Estland, das sich vom übrigen Baltikum abheben will (was im Hinblick auf die Nationalsprache einen gewissen Sinn ergibt) und sich betont als „skandinavisch“ bezeichnet, heißt die Währungseinheit entsprechend 1 Krone (Abkürzung 1 EEK = 100 Senti). Die Stabilität der estnischen Währung wird bislang unabhängig von Sozialprodukt und Zahlungsbilanz künstlich garantiert durch ihre

Koppelung an die Deutsche Mark im Verhältnis 1 DM = 8 EEK. In Lettland mussten wir für 1 Lats etwa 3,40 DM zahlen, während wir in Vilnius für 1 DM etwa 1,74 Litai bekamen. Die litauische Währung bezieht ihre Stabilität aus einer festen Koppelung an den amerikanischen Dollar mit den Bezugswerten: 1 US\$ = 4 LTL (Litai).

Vor der Empfangshalle des Flughafens erwartete uns ein moderner Reisebus mit der Aufschrift „EURO 2000“ und „Becker Reisen, 66629 Haupersweiler“. Ein wenig wunderte ich mich schon, dass man für uns ein deutsches Busunternehmen engagiert haben sollte für unsere Reise durchs Baltikum. Gab es denn keine adäquaten Unternehmen in Litauen, die man auf ihrem Weg in die Marktwirtschaft unterstützen könnte? Bei diesem Gedanken fiel mein Blick auf das Kennzeichen des Busses. Es war kein deutsches, sondern ein litauisches! Aha, also ein „Joint-Venture-Unternehmen“, dachte ich. Doch auch diese Vermutung erwies sich später als falsch. Es war der Bus eines ganz normalen litauischen Unternehmens, aber eines Unternehmens in einem armen Land, das erst langsam beginnt, sich wirtschaftlich zu emanzipieren. Neu gegründete Unternehmen verfügen über wenig oder gar kein Kapital. Sie sind gezwungen, gut erhaltene gebrauchte Fahrzeuge im Westen zu kaufen - und was liegt von dort aus gesehen näher als Deutschland? Es fehlt an Geld, die Wagen neu zu lackieren und anders zu beschriften. Wozu auch, wenn der Lack noch farbenfroh und wie frisch glänzt? Man belässt ihn einfach und niemand im Baltikum wundert sich darüber. Vielmehr erkennt dort jeder, dass man - wenn auch gebraucht - westliche Qualität eingekauft hat und mit keinen alten Schrottauben aus der sozialistischen Zeit die Straßen weiter unsicher macht. Ob sie auch noch durch den deutschen TÜV gekommen wären, fragen wir lieber nicht. In den zwei Wochen sahen wir überall in den drei baltischen Staaten Busse und Lastwagen vornehmlich deutscher Unternehmen herumfahren, die längst den Besitzer gewechselt hatten und litauische, lettische oder estnische Kennzeichen führten.

Der Bus brachte uns vom Flughafen zum Hotel Karolina in der unmittelbaren Nachbarschaft des Fernsehturms auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt, dessen Studios russische OMON-Einheiten in den kritischen Tagen des Jahres 1991 in einem blutigen Angriff gestürmt hatten. Das Hotel, das von außen in seiner Backsteinarchitektur zunächst etwas den Eindruck eines Fabrikgebäudes erweckte, erwies sich im Inneren als modernes Haus mit gutem „westlichem“ Komfort. Hier oben auf den Hügeln weit vom Stadtzentrum dehnten sich zwei Trabantenstädte mit ihren Plattenbauten in aufgelockerter Bauweise und zum Teil in sehr viel Grün eingebettet. Ein moderner Großmarkt westlichen Zuschnitts in unmittelbarer Nachbarschaft unseres Hotels bot alle Köstlichkeiten, die man von Großmärkten in Deutschland gewöhnt ist. Unsere Überraschung war groß, als wir feststellten, dass knapp die Hälfte des Angebotes aus deutschen Produkten bestand. Selbst das preiswerteste Mineralwasser („Fuldataler Mineralbrunnen“) kam aus Deutschland und war deutsch beschriftet. Daneben wurde auch noch manches dänische Erzeugnis angeboten. Einheimische Waren befanden sich allem Anschein nach in der Minderzahl. Dass das nicht unbedingt zu einer positiven Zahlungsbilanz des jungen Staates beiträgt, liegt auf der Hand. Am nächsten Tag hörten wir dazu manches aus berufenem Politikermund.

Nach einem feierlichen Begrüßungstrunk und dem Abendessen im Hotel bestellte Dr. Wiesehöfer einige Großtaxi, die uns vor einem angestrahltten Gebäude absetzten, das mit seiner Säulenfassade entfernt an einen antiken Tempel erinnerte, vor dem in einem gewissen Abstand ein mittelalterlicher Festungsturm stand. Dieses „Ensemble“ - ein Lieblingswort von Vitalija auf ihren Führungen in den folgenden Tagen - entpuppte sich als die katholische Kathedrale von Vilnius mit vorgelagertem Glockenturm. Von hier aus führte uns Dr. Wiesehöfer in die Fußgängerzone der Altstadt. Bald standen wir vor dem Sitz des Staatspräsidenten. Der jetzige Amtsinhaber Valdas Adamkus ist ein aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrter erfolgreicher Geschäftsmann, der erneut die litauische Staatsbürgerschaft erwarb, um mitzuhelfen, die Demokratie und den wirtschaftlichen Aufbau in seinem Heimatland zu fördern, und der sich erfolgreich der Wahl zum Staatsoberhaupt stellte. Da er über umfangreiche Zinseinkünfte aus seinem amerikanischen Vermögen verfügt, verzichtet er

auf die Zahlung eines Gehalts und stellt die eingesparte Summe dem litauischen Staat zur Verfügung.

Die Zugänge zu den Innenhöfen der nahen Universität waren zu dieser abendlichen Stunde fest verschlossen. So bummelten wir um das „Ensemble“ der Universität herum, zunächst auf der Universitätsgatvė, dann links herum durch die Šv.Jono gatvė (St.Johannes-Straße). An deren Ende bogen wir nach rechts in die Pilies gatvė (Burgstraße). Hier und auf der anschließenden Didžioji gatvė (Große Straße), auch auf dem kleinen Platz Geto aikštė und dem Rotušės aikštė (Rathausplatz) flanierten viele junge Leute - vielleicht Studenten - vor zahlreichen Pinten, Cafés und Restaurants. Hinter dem ehemaligen Rathaus - heute Kunstmuseum - wandten wir uns nach links in die Aušros Vartų gatvė bis zum Stadttor gleichen Namens, dem „Tor der Morgenröte“. Vorbei kamen wir an mehreren Kirchen und Klöstern verschiedener Konfessionen, die alle mehr oder weniger angestrahlt einen ersten großartigen Eindruck von einer sehenswerten Stadt vermitteln. Am Stadttor kehrten wir um. Dr. Wiesehöfer führte uns gut hundert Meter zurück zum „gotischen Bürgerhaus“, in dessen Kellergewölbe sich die malerische Kneipe „Medininkai“ befindet. Dort ließen wir den ersten Tag ausklingen und stießen mit großen Bierseideln auf ein weiteres Gelingen der Fahrt an.

Die Rückfahrt zum Hotel traten wir in kleinen Gruppen mit dem Taxi an. Bei dieser Gelegenheit lernte ich zum ersten Mal die vielleicht temperamentvollste Mitreisende etwas näher kennen: Bogna K., die, wie ich hier erfuhr, aus Oberschlesien stammt, in Polen ihre Kindheit verbrachte und jetzt kühn den Taxifahrer auf polnisch ansprach, um ihm unser Reiseziel zu nennen - immerhin in einer Stadt, die in der Zwischenkriegszeit als Wilno zu Polen gehörte und in der auch heute noch eine starke polnische Minderheit lebt. Leider hatte sie Pech; unser Taxifahrer war ein Vertreter der russischen Minderheit. Aber auch mit diesem konnte sie sich leidlich gut verständigen, und so fanden wir wohlbehalten zu unserem Hotel in der Trabantenstadt Karoliniškės zurück.

**Montag, 2.10.2000 Vilnius, ein Interview am Sitz der Regierung, die Stadt und ein Konzert**  
Heute Morgen brachen wir nach einem üppigen Frühstück im Hotel frühzeitig auf mit dem Bus in das Zentrum der Neustadt, hatten wir doch um 9 Uhr einen Termin im Regierungspalast am Savi- valdybės aikštė, dem „Platz der Selbstverwaltung“. Hier empfing uns an der Pforte Dr. Kęstutis Masilius und schleuste uns an den Sicherheitsbeamten vorbei ins Pressezentrum der Regierung. Unser Gastgeber war relativ jung, aber schon Professor für Politologie an der Universität Vilnius und bekleidete in der Regierung das Amt eines persönlichen Beraters des Ministerpräsidenten Andrius Kubilius von der „Vaterlandsunion“, der Partei des bekannten Vorsitzenden Landsbergis. Er begrüßte uns in recht flüssigem Deutsch und gab uns dann eine ausführliche Darstellung der politischen Situation aus Sicht seiner Regierung. Er war sich auf Grund von Umfragen sicher, dass die Regierungskoalition, die er vertrat, und insbesondere seine Partei bei den Parlamentswahlen eine Woche später abgewählt werde; was sich dann auch bestätigte. Gegen diese konservative Koalition aus Vaterlandsunion, Unabhängigen, Christdemokraten und Zentrumsunion kandidierte ein Wahlbündnis aus Sozialdemokraten, Sozialisten und Reformkommunisten, das von dem alten Kämpen Brazauskas unter dem Namen „Sozialdemokratische Koalition“ zusammengeschmiedet worden war und das dann bei der Wahl tatsächlich stärkste Kraft wurde. Wie man dann auch in der deutschen Presse lesen konnte, hatte sich aber Dank reger Aktivitäten des Staatspräsidenten hinter den Kulissen rechtzeitig ein neues konservatives Parteienbündnis unter dem Namen „Block für eine neue Politik“ ohne die Vaterlandsunion zusammengerauft. Während diese bei der Wahl eine bittere Niederlage einstecken musste, gelang es dem neuen Mitte-Links-Bündnis unter der Führung von Rolandas Paksas als Ministerpräsidenten, die Regierung zu bilden. Zwar handelt es sich nur um eine Minderheitsregierung; sie kann aber auf die Unterstützung von zwei weiteren Parteien und einigen Unabhängigen zählen. („Unabhängige“ sind direkt gewählte Abgeordnete von Parteien, welche die 5%-Hürde nicht schafften.) Auch die Regierung Paksas kündigte nach ihrer Wahl eine Politik unpopulärer Entscheidungen an, die aber nicht „an den Bürgern vorbei“ betrieben werden sollte.



Wie wenig gefestigt das Parteiensystem dort bislang noch ist und welche Winkelzüge nötig sind, einigermaßen stabile politische Verhältnisse (im Sinne des Staatspräsidenten) zu schaffen, zeigt beispielhaft die Rolle des Politikers Rolandas Paksas. Schon einmal amtierte er als Ministerpräsident einer konservativen Regierung, trat aber nach den Verwerfungen im Zusammenhang mit der Privatisierung der Ölgesellschaft Mazeikiu Nafta 1999 nicht nur als Regierungschef zurück, sondern auch aus der „Vaterlandsunion“ aus und gründete rechtzeitig vor den im Herbst 2000 geplanten Parlamentswahlen eine neue Partei mit dem Namen „Liberale Union“. So richtete sich der Unmut der Wähler nicht gegen ihn, sondern gegen die langjährige Regierungspartei, während er aus der Opposition heraus bei der Wahl mit seiner neuen Partei Punkte sammeln konnte und als Favorit des Staatspräsidenten für das Amt des Regierungschefs zur Verfügung stand.

Noch war es aber nicht so weit. Zum Zeitpunkt unseres Besuches regierte die alte Koalition. Nach Darstellung von Dr. Masilius bestehe das Hauptproblem und die Hauptaufgabe des jungen Staates darin, eine funktionierende Wirtschaft aufzubauen und Steuerehrlichkeit zu erreichen, damit möglichst viele Bürger eine Arbeit haben und der Staat in die Lage versetzt werde, seine Aufgaben zu erfüllen. Dazu gehöre natürlich auch die Fürsorge für die Zukurzgekommenen, die Alten und die Kranken. In diesen Zielen seien sich weitgehend alle Parteien einig. Allerdings habe man sehr unterschiedliche Meinungen über den besten Weg dorthin, vor allem beim Setzen von Prioritäten in der praktischen Tagespolitik. Seine Regierung räume eindeutig der Entwicklung einer freien Marktwirtschaft im Verbund mit dem Westen absoluten Vorrang ein, weil doch erst einmal ein gewisses Volksvermögen erarbeitet werden müsse, bevor man darangehen könne, es wieder auszugeben, also Projekte zu fördern, die zwar notwendig, aber unproduktiv seien und nur Geld kosteten. Ihnen als christlichen Parteien sei durchaus bewusst, dass mit dieser Schwerpunktbildung soziale Härten für viele Menschen verbunden seien. Aber je schneller die Wirtschaft anspringe und entsprechende Steuern erwirtschaftete, desto schneller könne man auch den Menschen helfen und soziale Projekte fördern. „Aber erst einmal muss das nötige Geld da sein.“ Eine Politik, die solche Prioritäten setze, finde inzwischen bei den Wählern keine Mehrheit mehr. Die „Sozialisten“ um Brazauskas hätten für den Fall ihres Wahlsieges dem Volk größere soziale Wohltaten versprochen, und das finde breite Zustimmung, da es in der Tat vielen Menschen finanziell sehr schlecht gehe und manche unter dem Existenzminimum leben müssten. Dabei fügte er quasi in Klammern an, dass der Begriff „Existenzminimum“ eine relative Größe sei und in verschiedenen Wirtschaftssystemen durchaus unterschiedlich festgesetzt werde.



Vitalija, Dr. Wiesehöfer, Dr. Masilius

Sehr interessant fand ich die Äußerungen zur geplanten Mitgliedschaft in der Europäischen Union. Dr. Masilius zeigte keineswegs euphorische Begeisterung bei diesem Gedanken. Er schien durchaus von der Notwendigkeit eines Beitritts überzeugt, da sein Land andernfalls keine ernsthafte Chance für eine positive Entwicklung habe. Aber die Auflagen der EU machten ihm zu schaffen. Da gebe

es zum Beispiel das Kernkraftwerk in Ignalina, das einzige im ganzen Baltikum. Seine Reaktoren seien in den letzten Jahren mit westlicher Hilfe modernisiert und die Sicherheitsstandards damit erheblich erhöht worden. Wörtlich sagte er: „Dieses Kraftwerk ist (zu) hundert Prozent sicher.“ (Als ob so etwas generell in der Technik und ganz besonders bei Reaktoren vom Typ Tschernobyl überhaupt möglich wäre!) Dieses Kraftwerk produziere so viel elektrische Energie, dass damit alle drei baltischen Staaten und ein Teil Weißrusslands versorgt und so von Energielieferungen aus Russland unabhängiger werden könnten. Die EU aber verlange kategorisch, dass es vor einem Beitritt Litauens endgültig abgeschaltet werde. Das litauische Parlament habe nun vor einem Jahr unter diesem massiven Druck beschlossen, einen der beiden Reaktoren im Jahr 2005 abzuschalten. Im Jahr 2004 solle dann auch über die Stilllegung des zweiten Reaktors entschieden werden. Sein Land erwarte dafür dann wenigstens eine finanzielle Beteiligung der EU an den Kosten, die auf 4 Mrd. US-\$ geschätzt würden und die das kleine Land unmöglich alleine aufbringen könne. Aber selbst eine vollständige Kostenübernahme durch den Westen ändere nichts daran, dass ein Stück gewachsener wirtschaftlicher Unabhängigkeit von Russland auf der Strecke bleibe.

Um das Streben nach Unabhängigkeit von Energielieferungen aus Russland verständlicher zu machen, berichtete Dr. Masilius, dass Russland in den letzten Monaten wiederholt die Ölpipeline nach Litauen unterbrochen und damit Produktionsstillstände ausgelöst habe, nachdem der russische Ölkonzern Lukoil bei der Teilprivatisierung der litauischen Erdölgesellschaft Mazeikiu Nafta nicht zum Zuge gekommen sei. Wie man im Fischer Weltalmanach 2001 nachlesen kann, hatte die Mehrheit der Regierung unter massiver Einflussnahme des Staatspräsidenten Adamkus und des Parlamentspräsidenten Landsbergis den Abschluss eines Vertrages mit dem amerikanischen Ölkonzern Williams International unterstützt, um die Bindung Litauens an den Westen zu stärken. Dieser Vertrag war wegen seiner Bedingungen hart umstritten. Danach sollte Williams International für 150 Mio. US-\$ zunächst 33% der Anteile und die operative Kontrolle über das Unternehmen erhalten, während der litauische Staat einen langfristigen Kredit von 350 Mio. US-\$ bereitstellt, um die in den vergangenen Jahren aufgelaufenen Schulden zu decken. Die Gegner des Vertrages wiesen vor allem auf diese Bedingung hin, die für den Staatshaushalt eine große Belastung darstelle. Der Vertrag wurde dennoch Ende Oktober 1999 unterzeichnet.

Dr. Masilius ging noch auf andere Probleme im Zusammenhang mit der EU ein. Wir hatten uns schon am Vortag beim Bummel durch einen Großmarkt der Kette „MAXIMA“ über die Vielzahl westlicher und insbesondere deutscher Produkte gewundert. Deren Einfuhr werde sowohl im Hinblick auf eine künftige EU-Mitgliedschaft als auch deshalb vom Staat nicht behindert, weil man dem freien Handel keine Fesseln anlegen wolle. Allerdings sehe man im Hinblick auf die Zahlungsbilanz nicht ohne Sorgen, dass gerade bei landwirtschaftlichen Produkten und anderen Nahrungsmitteln die Preise ausländischer Erzeugnisse wegen der EU-Subventionen in den Läden billiger seien als inländische Produkte. Da fast alle Leute, falls überhaupt, nur über geringe Einkommen verfügten, würden diese billigeren Westprodukte gekauft, obwohl die einheimischen Erzeugnisse qualitativ besser seien. Praktisch alle landwirtschaftlichen Produkte könne man eigentlich als Bio- oder Öko-Erzeugnisse bezeichnen, da in Litauen niemand über die Mittel verfüge, um Gifte zu spritzen, Kunstdünger zu verwenden usw. Auch das Brot schmecke hier besser, weil es noch natürlich und unverfälscht hergestellt werde. Beim Eintritt des Landes in die EU werde sich dies wahrscheinlich alles zum Schlechteren verändern, weil dann auch hier EU-Richtlinien anzuwenden seien, die alles, auch den Geschmack, nivellierten. Jetzt nach dem Ausbruch der neuen BSE-Krise hätte er gewiss noch eine lange Reihe weiterer Kritikpunkte gegen die Politik der EU anführen können.

An der Höhe der Preise für inländische Produkte sei allerdings zu einem nicht geringen Teil auch der Zustand der unproduktiven litauischen Landwirtschaft Schuld. Nach der Wende seien fast alle Kolchosen und Sowchosen Hals über Kopf privatisiert worden, wobei den einfachen Bauern eine dem früheren Besitz der Eltern entsprechende Fläche als Eigentum zugewiesen wurde, aber ohne die für die Bestellung der Nutzflächen benötigten Geräte. Heute gebe es deshalb viel Brachland, das

nicht bestellt werden könne, weil die Eigentümer über keine Mittel verfügten. Große Rinderherden seien zunächst aufgeteilt und dann abgeschlachtet worden, weil die nun selbständigen Bauern im Winter kein Futter für ihre Tiere hatten. Jetzt besäßen sie höchstens eine oder zwei Kühe, die an langen Leinen auf dem eigenen Grund und Boden angepflockt die brachliegenden Flächen abgrasteten. Dieses Bild hat sich uns später während der Überlandfahrten mit dem Bus immer wieder gezeigt. Dagegen hätten es die cleveren Leiter der Kolchosen, meist verdiente Parteikader, verstanden, notfalls auch mit Krediten Traktoren und anderes Gerät ihrer früheren Betriebe billig, da gebraucht, als Eigentum zu erwerben, und seien auf diese Weise zu Gewinnern der Wende geworden. Heute gebe es allmählich erste Versuche von freiwilligen Zusammenschlüssen auf genossenschaftlicher Basis. „In unserem Drang, uns vom Sowjetsystem so schnell wie möglich zu befreien, haben wir leider auch manchen Fehler gemacht.“

Noch mangle es der Wirtschaft an einem Mittelstand selbständiger Unternehmer. Vereinzelt hätten aber doch unternehmungslustige junge Leute angesichts des litauischen Holzreichtums mit Können und Wagemut kleine Möbelfabriken gegründet, mit westlichen Firmen Lieferverträge geschlossen (mir fiel spontan IKEA ein) und exportierten auf dieser Basis Kleinmöbel, Bauteile oder auch nur normgerecht zugeschnittene Bretter und Furniere. Es zeige sich dabei aber immer wieder, dass nur solche Firmengründer langfristig eine Erfolgchance hätten, die von Anfang an (auch) für den Export produzierten. Wer nur den Inlandsmarkt im Auge habe, sei angesichts der geringen Größe des Landes und der sehr begrenzten Kaufkraft seiner Einwohner zum Misserfolg verurteilt.

Ich weiß nicht mehr ganz genau, ob Dr. Masilius alle oben erwähnten Äußerungen bereits während seines Vortrags vorbrachte oder ob einige erst auf Grund von Fragen aus unserer Gruppe formuliert wurden. Er stellte sich jedenfalls nach seinem Vortrag unseren Fragen, die er bereitwillig beantwortete. Wir sahen vor uns einen sachkundigen, sympathisch engagierten und manchmal leidenschaftlich argumentierenden Vertreter der damaligen Regierungspartei, der aus seiner Euroskepsis kein Hehl machte. Insbesondere die Rolle Helmut Kohls im Ost-West-Poker und dessen Verhalten gegenüber den baltischen Staaten bewertete er kritisch; sie erschien ihm sogar suspekt. Kohl habe keines der baltischen Länder aus freien Stücken besucht, obwohl er dort überall sehlichst erwartet worden sei und mit offenen Armen empfangen worden wäre. Nur einmal sei er kurz nach Riga gekommen, weil er die Teilnahme an einer dort tagenden internationalen Konferenz schlecht absagen konnte. Sei es nicht denkbar, dass der Grund für sein Verhalten in einer Geheimabsprache zwischen ihm und Gorbatschow liege, bei der sich Kohl als Preis für die Zustimmung Russlands zur deutschen Wiedervereinigung verpflichtet habe, die Einbindung des Baltikums in die westlichen Zusammenschlüsse zu hintertreiben? Hier wurde ein baltisches Trauma artikuliert, das vielleicht manchen Politiker dort bedrückt, ohne dass dieser es so deutlich ausspricht wie Dr. Masilius: die Angst, wieder zwischen die Mühlen der großen Länder Europas zu geraten und von diesen aufgerieben zu werden, wie sie es so oft im Laufe der Geschichte erlebten. Das Trauma des Hitler-Stalin-Paktes mit seinen geheimen Zusatzabkommen ist wohl allen kleinen Völkern Osteuropas gegenwärtig. In diesem Zusammenhang bewertete Dr. Masilius auch die Rolle der Nato skeptisch. Leidenschaftlich, ja fast erregt stellte er die Frage, welchen Sinn wohl die Mitgliedschaft in einer Verteidigungsgemeinschaft habe, die so große Angst selbst vor Handlungen erkennen lasse, die Russland *eventuell* provozieren könnten? Welche Hilfe sei von so einer Gemeinschaft im Ernstfall zu erwarten? Er habe großen Respekt vor dem kleinen Volk der Tschetschenen, das immer wieder erneut den Mut aufbringe, der Besatzungsmacht die Zähne zu zeigen, auch wenn es dafür bitter bestraft werde.

Bei diesen Äußerungen machte sich jeder von uns seine eigenen Gedanken. Im Gegensatz zu Dr. Masilius hielten wir es wohl alle für richtig, dass weder die Nato noch die EU russische Empfindlichkeiten leichtfertig ignorieren, ja dass der Westen alles Unnötige vermeidet, was in Russland radikalen Kräften Auftrieb geben könnte. Allerdings meine ich, dass diese Vorsicht nicht zum Leisetreten ausarten darf, die kleine Länder wie die des Baltikums schutzlos einem nicht immer fried-

lichen Nachbarn ausliefert. Rechtzeitige Standfestigkeit zahlt sich immer aus und kommt billiger, als nachträgliches massives Auftrumpfen, wie nicht nur der Balkankonflikt gezeigt hat.

Auch wenn wir also nicht mit allem einverstanden sein konnten, was Dr. Masilius uns mit auf den Weg gab, so eröffnete uns diese Begegnung mit einem aktiven Politiker Litauens einen tiefen Einblick in die politische und wirtschaftliche Lage nicht nur dieses Landes, sondern der ganzen Region, auch in die Denkweise, Erwartungen und Ängste zumindest eines Teiles ihrer politischen Klasse. Dieser Eindruck wird sicher bei den meisten nachwirken und uns helfen, künftig Berichte über die weitere Entwicklung des Baltikums besser einordnen und verstehen zu können.

Spätestens an dieser Stelle wird wahrscheinlich jedem Leser der besondere Charakter dieser Reise aufgegangen sein, die vom Pädagogischen Institut der Bistümer Hessens als Fortbildungsveranstaltung für hessische Lehrer angeboten wurde. Die Planung und Durchführung lag allerdings bei der „Ostakademie Königstein“, die unabhängig vom pädagogischen Institut die Reise offen für alle Interessierten ausgeschrieben hatte. Deren Aufgabe könnte man unter das Motto stellen „Brücken bauen zwischen Ost und West“; Brücken zwischen den verschiedensten Kirchen, zwischen staatlichen und halbstaatlichen Institutionen, zwischen Bildungseinrichtungen wie Universitäten, Schulen und Akademien, zwischen kulturellen Vereinigungen, Brücken letztlich und manchmal auch ganz direkt zwischen Menschen verschiedener Nationalitäten - immer vor dem Hintergrund der historischen und politischen Spannungen zwischen dem Osten und dem Westen Europas. Brücken bauen zwischen Menschen kann man natürlich am besten bei Begegnungen, beim gegenseitigen Kennenlernen, bei Gesprächen, bei Disputationen, bei denen auch Meinungsverschiedenheiten dargestellt und sachlich ausgetragen werden. Letzteres stand bei dieser Reise allerdings weniger im Vordergrund. Sie hatte vielmehr vordringlich das Ziel, eine Gruppe interessierter und dafür aufgeschlossener Menschen erstmals mit diesen uns zunächst weithin fremden Ländern bekannt zu machen, den Blick dafür zu öffnen, wie sehr auch sie zu Europa gehören und Teil haben an unserer gemeinsamen Kultur und Geschichte. In diesem Rahmen nahmen wir auch an einigen herausragenden Musikdarbietungen teil. Brücken bauen erfordert aber mehr als nur bloßes Sehen und Staunen. Dazu gehören Gespräche wie die mit Dr. Masilius und anderen Personen aus Politik, Kirchen und Gesellschaft, in denen die großen Probleme eines Landes mit ihren Hintergründen zur Sprache kommen, aber auch Begegnungen mit Einzelpersonen, mit Lehrern, Schülern und einfachen Menschen, in denen die Sorgen und Nöte dieser Menschen deutlich werden. Wenn man gelernt hat, dann zuzuhören, Fragen zu stellen und Anteil zu nehmen an fremden Schicksalen, die all denen unter uns erspart blieben, die schon immer im Westen Deutschlands zu Hause waren, wird es kaum beim bloßen Zuhören bleiben. Falls mein Eindruck mich nicht täuscht, ist auf unserer Reise der eine oder andere Kontakt geknüpft worden, der in die Zukunft weist. Hätte dann die Ostakademie mit der Organisation dieser Reise nicht auf eine sehr subtile Art erneut dazu beigetragen, Brücken zu bauen zwischen Ost und West?

Die doppelte Ausschreibung der Baltikumreise durch zwei unabhängige, aber kooperierende Veranstalter hatte zur Folge, dass uns zwei Personen das Geleit gaben. Einer von beiden, der eigentliche Reiseleiter, der die Reise bis ins Detail geplant und vorbereitet hatte, war der Direktor der Ostakademie Königstein, Dr. Philipp Wiesehöfer. Er und sein Institut verfügen durch ihre jahrelange Arbeit über die notwendigen Kontakte zu Personen, Kirchen und Einrichtungen in den drei baltischen Staaten und in St. Petersburg, die jene Begegnungen ermöglichten, welche die Reise erst richtig zu jenem Erlebnis werden ließen, das wohl bei uns allen unvergessliche Eindrücke hinterließ. Der Leiter des Pädagogischen Zentrums, Studiendirektor Siegfried Schröder, stimmte uns täglich über das Bordmikrofon unseres Busses mit Gedichten und Prosatexten von Johannes Bobrowski auf die Begegnung mit der Landschaft und ihren Bewohnern ein. Hin und wieder vermeinte man bei den Texten des in Tilsit geborenen Dichters einen Hauch der tragischen Geschichte jener Gegend zu spüren. Sie spiegeln in ihrer Melancholie die Trauer über den Untergang einer Gesellschaft wider, die ihre Wurzeln im Nebeneinander vieler Nationen hatte, mit einer festgefügt-

ten Ordnung von Oben und Unten, was manchen unruhigen Geist zu tragikomischen Abenteuern inspirierte, wovon Bobrowskis Texte auch berichten.

Mich hatte Christine K., eine gute alte Freundin und Kollegin, wie ich Lehrer(in) und pensioniert, auf die im Programm des pädagogischen Zentrums angebotene Baltikumreise aufmerksam gemacht. Da ich ein Jahr zuvor eine ähnliche Reise gebucht und auf Anraten eines Klinikarztes in Frankfurt wegen akuter Herzprobleme abgesagt hatte, war ich sofort höchst interessiert. Ich meldete mich an und nahm an der Fahrt teil, obwohl ich genau eine Woche vorher rückwärts von einer Leiter gefallen und hart mit meinem Halswirbel am Boden aufgeprallt war, was nicht ohne böse Prellungen und Schwellungen im Nackenbereich abging. Ich wusste, dass ich in Folge der Verunsicherung nach einem ärztlichen Eingriff im Jahr zuvor vielleicht nie mehr den Mut zu einer größeren Reise aufbringen würde, wenn ich mich zum zweiten Mal wegen Krankheit oder Verletzung zu einer Absage hinreißen ließe. So fuhr ich tatsächlich mit, betrachtete oft mit schmerzverzerrter Miene unter grotesken Verrenkungen Deckengemälde in Barock-Kirchen, massierte mir nicht nur während eines Konzerts auf einem unbequemen Sitz in der Johanneskirche von Vilnius verstohlen den Hals, litt mehr oder weniger leise vor mich hin - und war gleichzeitig unsagbar stolz und glücklich, trotz aller Widrigkeiten an dieser unvergesslichen Reise festgehalten zu haben. Soviel zur Organisation der Reise und meinen unmaßgeblichen Befindlichkeiten!

Nach der Veranstaltung mit Dr. Masilius hatten wir zunächst etwas Zeit für eigene Initiativen. Christine und ich schlenderten langsam den Gediminas Prospekt hinunter in Richtung Kathedrale. Unterwegs fotografierten wir ein in der Sonne liegendes anderes Regierungsgebäude und Frauen, die dahinter in einer Seitenstraße Blumen aus dem eigenen Garten zum Verkauf anboten. Als wir uns der Kathedrale näherten, erklang Marschmusik. Erstaunt sahen wir Einheiten junger Uniformierter, die sich in strenger Marschformation der Kirche näherten, angeführt von zwei Vierergruppen



mit je einem Fahnenträger und dreien mit gezückten Säbeln. Mit einer zackigen Drehung wandten sie sich dem Portal zu und verschwanden im Inneren der Kathedrale. Dort erlebten wir den Anfang eines Pontifikalamtes, eigens zelebriert vom Erzbischof von Vilnius. Man klärte uns auf, dass heute der „Tag der Polizei“ begangen werde, zunächst mit einer Messe in der Kathedrale und anschließend mit einer Parade auf dem Platz davor.

Unsere Gruppe sammelte sich rechtzeitig vor dem Ende der Messe auf diesem Platz zu einer ausgedehnten Führung durch die Altstadt, „deren malerisches Weichbild von gotisch verwinkelten Gassen, barocken Plätzen, 26 Kirchen, mehr als 300 mittelalterlichen Wohnhäusern, der alles überragenden Gediminasburg und zahlreichen reizvollen Parkanlagen geprägt wird“, wie es der DuMont Kunst-Reiseführer „Litauen und Königsberg“ formuliert. Von der klassizistischen Kathedrale St. Stanislaw heißt es dort: Das Bauwerk „erhebt sich wie ein griechischer Tempel auf dem weiten Platz und erinnert in seiner wenig christlichen Gestalt an das uralte heidnische Heiligtum, das vor dem Siegeszug des Christentums an dieser Stelle stand“. Vor dem Glockenturm dieser Kirche, dem Überbleibsel eines quadratischen Wehrturms der mittelalterlichen unteren Burg, skizzierte unsere Führerin Vitalija einen kurzen Abriss der Geschichte Litauens. Vor unserem geistigen Auge sahen wir im 13. Jahrhundert ein erstes staatliches Gebilde unter Fürst Mindaugas entstehen, gegründet auf dem gemeinsamen Abwehrkampf noch heidnischer Völker gegen die Deutschordensritter. Wir hörten vom Aufstieg des Fürsten Gediminas im 14. Jahrhundert zum Herrscher eines mächtigen Großfürstentums und von dem unter seinen Nachfolgern durch Personalunion geschaffenen litauisch-polnischen Doppelreich, vom allmählichen Erstarken des russischen Zarenreichs und der von diesem betriebenen stückweisen Eroberung und Einverleibung von Landesteilen bis endlich zur dramatischen Loslösung des Landes von der Sowjetunion vor nunmehr etwa 10 Jahren.

Vom Kathedralenplatz waren es nur wenige hundert Meter bis zum ehemaligen Gouverneurspalast, dem heutigen Sitz des litauischen Staatspräsidenten, vor dem eine verlorene Schar einzelner Ar-

beitsloser mit Transparenten stumm gegen ihre soziale Not demonstrierte. Vitalija rümpfte über deren resignative Erwartungshaltung etwas die Nase und meinte, man brauche nicht derart passiv und würdelos auf öffentlichen Plätzen herumzustehen und auf milde Gaben anderer zu warten. Zwar sei es sehr schwer, gut bezahlte Arbeit zu bekommen. Wer aber ernsthaft arbeiten wolle, finde immer irgend etwas Sinnvolleres als nur herum zu stehen und sich mit Wodka zu wärmen. Nachdem sie uns über die Rolle des jetzigen Staatspräsidenten aufgeklärt hatte, führte sie uns die wenigen Schritte zu dem großen Universitätskomplex (pardon: „~ensemble“). Vitalija erklärte uns die auf der Fassade aufgemalten Symbole der verschiedenen Wissenschaften, skizzierte die Geschichte dieser Universität, die 1579 unter der Herrschaft des polnischen Königs und litauischen Großfürsten Stephan Bátorý, eines gebürtigen Ungarn, als Jesuitenhochschule gegründet wurde. Heute waren die verschiedenen Innenhöfe nicht nur zugänglich, sondern von zahlreichen Studenten bevölkert, die dort während ihrer Pausen zwischen Vorlesung und Seminar in der warmen Herbstsonne saßen. Vitalija führte uns hinter dem ersten Hof, dem Sarbieviushof, in einen Raum im Obergeschoss eines Gebäudes, dessen Deckengewölbe über und über mit Fresken aus der litauischen Mythologie ausgemalt waren. Über einen kurzen Treppenaufgang in einem tunnelartigen Durchlass gelangten wir aus dem Sarbieviushof in einen zweiten, den Großen Hof der Universität.



Linker Hand ragte unvermittelt die barocke Westfassade der Johanneskirche auf, die auf dieser Seite den Innenhof abschließt. Auch die drei anderen Seiten werden von Gebäuden begrenzt, die mit ihren Arkadengängen im Sonnenlicht fast ein südliches Flair ausstrahlen. Der Arkadengang auf der Südseite endet gegenüber dem Durchlass vom Sarbieviushof am klassizistischen Portal des Jasinski-Palais und dem alleinstehenden Glockenturm der Johanneskirche. Ein Rundgang durch die Kirche schloss diesen Teil der Besichtigung ab. Besonders in Erinnerung blieb der Altar in der Oginski-Kapelle durch die nicht alltägliche Darstellung eines „Baumkreuzes“, der gleichzeitigen Darstellung des Kreuzestodes und des Stammbaums Jesu als Wurzel Jesse.

Durch einen schmalen Gang zwischen Kirche und Glockenturm gelangten wir in die Pilies gatvė, auf der wir zunächst ein Stück nach links bis in die Nähe des Kathedralenplatzes gingen, um dann kurz davor nach rechts in die Bernardinu gatvė einzubiegen. Diese Straße führte uns gegenüber

dem barocken, aufwändig restaurierten „Shakespeare Hotel“ zum Mickiewicz-Haus, in dem 1822 Adam Mickiewicz, der in Litauen geborene „polnische Goethe“, während seines Studiums in Vilnius wohnte. Heute beherbergt es ein Gedenkmuseum für diesen polnischen Dichter. Die Bernardinu gatvė endet am „Gotischen Ensemble“, nach dem schon einmal zitierten DUMONT Kunstreiseführer „einer der schönsten Architekturgruppen des Baltikums“. Zunächst fällt eine relativ kleine Kirche in reiner Backsteingotik ins Auge, die Annenkirche. Vor allem ihre Westfassade fasziniert durch ihren unglaublich plastischen Gesamteindruck. Wegen der Formenvielfalt und ungewöhnlichen Linienführung der Fassadenelemente muss man die Kirche stilistisch wohl eher der Spätgotik zuordnen. Unmittelbar daneben, aber um ein starkes Stück nach hinten versetzt, erhebt sich die um einiges höhere Renaissance-Fassade der Bernhardinerkirche. Leider blieb keine Zeit, die Kirche auch von innen in Augenschein zu nehmen. Dann hätten wir wahrscheinlich auch gotische Elemente in der nach einem Einsturz kurz vor 1600 neu aufgebauten Kirche entdecken können.

Auf dem Rückweg kamen wir an der nahen Michaeliskirche vorbei. In dieser im Renaissance-Stil mit gotischen Elementen errichteten ehemaligen Kirche ist heute ein Architekturmuseum untergebracht. Unser Weg führte uns über die kleine Gasse Šv.Mykolo gatvė zurück auf die Pilies gatvė, auf der wir ein kleines Stück nach links gingen und dann von dort hinter dem Glockenturm der Johanneskirche nach rechts in die Šv.Jono gatvė einbogen. Schließlich bogen wir hinter dem Universitätsensemble nach links in die Gaono gatvė ein. Hier betraten wir den Teil der Altstadt, den während des 2. Weltkrieges die Nazis als eines der beiden Ghettos von der übrigen Stadt isoliert und dort die Juden vor deren Abtransport in die Vernichtungslager zusammengetrieben hatten. An einem Haus dieser Straße erinnert eine Marmorplatte an das Ghetto. Dafür hatte man offenbar einen Stadtteil ausgewählt, in dem vor dem Krieg ohnehin viele Juden lebten. Über das Schicksal der Juden, die vor dem Krieg allein in Vilnius etwa ein Drittel der Bevölkerung stellten, sollten wir am nächsten Tag beim Besuch des jüdischen Museums noch ausführlicher informiert werden. Heute erfuhren wir hier noch nebenbei, dass große Teile dieses Stadtviertels durch die Kriegsereignisse zerstört und die Häuser, die heute hier stehen, danach neu errichtet wurden.

Unser Weg führte uns über die Stiklių gatvė zum Rotušės aikštė (Rathausplatz) und von dort auf dem gleichen Weg wie am Abend zuvor hinauf zum Tor der Morgenröte. Jetzt bei Tageslicht konn-



Das russisch-orthodoxe Hl.Geist-Kloster



Die Madonna von Wilno über dem Tor der Morgenröte

te man von unten sogar die „Madonna von Wilno“ hinter einem Fenster in der Kapelle über dem eigentlichen Stadttor sehen, eine goldüberzogene Ikone, die für die Katholiken Litauens, insbesondere für die polnische Minderheit unter ihnen, als wundertätiges Gnadenbild eine vergleichbare Bedeutung haben soll wie in Polen die „Schwarze Madonna von Tschenschostochau“. Kurz vorher beeindruckte neben dem russisch-orthodoxen Hl.Geist-Kloster und vielen anderen sehenswerten sakralen Bauten besonders die Laternenkuppel der Kasimirkirche in Form einer Königskrone, die alle Dächer überragte. Die Besitzverhältnisse dieser Kirche mögen beispielhaft die Schicksale vieler Gotteshäuser in den baltischen Ländern erhellen. Ursprünglich von Jesuiten erbaut, wurde sie von der zaristischen Regierung nach der Niederschlagung eines Aufstands 1830/31 beschlagnahmt und den russischen Altgläubigen übergeben. 1917 kam sie wieder an die Katholiken, bis sie 1961 unter dem kommunistischen Regime in ein „Museum der Geschichte der Religionen und des Atheismus“ umgewandelt wurde. Als solches wurde sie 1965 restauriert. 1988 wurde die Kirche endlich wieder den Katholiken übergeben und von diesen 1990 erneut geweiht.- Hinter dem Tor der Morgenröte wartete unser Bus und brachte uns zur Peter-und-Paul-Kirche, die etwas außerhalb nahe dem Ufer der Neris steht. Diese Barockkirche ist berühmt wegen ihres „außergewöhnlichen und doch harmonisch aufeinander abgestimmten Reichtums plastischer Stuckdekorationen“ (DuMont).

Nach dem Ende dieser Besichtigung ergriffen einige Reiseteilnehmer die Gelegenheit, noch auf eigene Faust einige Objekte in der Stadt zur erkunden, die wir ausgelassen hatten, u.a. die Innenräume einiger Kirchen. Wir anderen fuhrten zunächst mit dem Bus zum Hotel zurück, um uns ein wenig auszuruhen vor der geplanten Abendveranstaltung. Wir wollten uns die Gelegenheit nicht

entgehen lassen, ein öffentliches Konzert in der Johanneskirche von Vilnius zu besuchen. Angekündigt war ein Orgel- und Streicherkonzert des Čiurlionis-Quartetts mit Werken von Mikalojus Konstantinas Čiurlionis, dem bedeutendsten litauischen Komponisten, von Bach und von G.Piazza, einem Zeitgenossen Mozarts.

Dieses Konzert empfand ich als quälend und erhebend zugleich. Quälend, da zunächst mehrere Ansprachen des veranstaltenden Musikvereins an das wertere Publikum in einer uns absolut unverständlichen, nämlich der litauischen Sprache gehalten wurden. Doch damit nicht genug: ein Musik-Professor gab zu jedem einzelnen Musikstück vor dessen Aufführung eine längere Einführung. Pädagogisch durchaus sinnvoll! In gewissem Sinn auch für uns: wurde uns doch schmerzlich bewusst, dass hier wir die Ausländer waren und uns einer unbekannteren „Leitkultur“ anzupassen hatten! Bei mir kam noch hinzu, dass mir die altehrwürdige Sitzbank vor einem Pfeiler, den ich als Rückenlehne in Anspruch nahm, während der langen Reden meinen Leitersturz schmerzhaft ins Bewusstsein hob. Sobald jedoch die zarten Klänge der Streicher erklangen, war der Schmerz zurückgedrängt. Die jungen Musiker spielten wundervoll. Mächtig erklangen auch Bachs Kompositionen von der Orgel. Am besten gefiel mir das letzte Stück von G.Piazza, die Sonata F-dur für Orgel und Streichquartett. Hierbei ließ das lebhaftes Zusammenspiel des Čiurlionisquartetts mit der Orgel alle Schmerzen vergessen.

Nach dem Konzert wartete auf uns noch ein üppiges Abendessen in einem gemütlichen Kellerlokal am Rathausplatz mit schmackhaften osteuropäischen Spezialitäten wie dem mir bis dahin unbekanntem Kiever Schnitzel, das in seiner Form eher an eine konische (Geflügel-)Roulade als an ein klassisches Schnitzel erinnerte. Bei diversen Bieren und manchem Wodka lernte die Reisegruppe sich immer besser kennen. Als Christine K. und ich uns etwas näher mit Dr. Wiesehöfer und der charmanten litauischen Ärztin unterhielten, stellte sich heraus, dass er und ich während unseres Studiums Mitglieder desselben wissenschaftlichen katholischen Studentenvereins UNITAS wurden und es bis heute sind. Das war uns natürlich erneut einen Wodka wert. In kleinen Gruppen fuhren wir wieder in verschiedenen Taxis zum Hotel zurück. Ein ereignisreicher, langer Tag voll intensiver Eindrücke lag hinter uns.

#### **Dienstag, 3.10.2000      Ein Ghetto, die Burg im See und ein Feiertag an der Memel**

Bevor wir an diesem Morgen zu unserer nächsten Etappe aufbrachen, besuchten wir in Vilnius als letztes das jüdische Museum. Hier hat man Urkunden, Briefe, Fotos und andere Erinnerungstücke an das einstmalige blühende jüdische Leben der Stadt zusammengetragen. Erst hier verstand ich die Bedeutung der Bezeichnung „Jerusalem des Nordens“ in ihrem vollen Umfang. In dieser Stadt soll man einmal das reinste Hebräisch gesprochen haben, während die Volkssprache der Juden quer durch alle sozialen Schichten das Jiddische blieb. Mehrere Jahrhunderte lang galt die jüdische Gemeinschaft Osteuropas mit dem geistigen Zentrum Vilnius als bedeutendste jüdische Gemeinschaft der Welt, seitdem hier im 18. Jahrhundert der berühmte Talmud-Gelehrte Elija bin Salomon Salman, genannt Gaon, eine Talmud-Schule eröffnet hatte. Allein in Vilnius soll es zeitweise über 100 Synagogen gegeben haben. 1939 betrug der jüdische Bevölkerungsanteil der Stadt etwa 40% bei einer Gesamteinwohnerzahl von 200 000, das sind etwa 80 000 Menschen! Sie wohnten nicht nur, aber vornehmlich in einem zusammenhängenden Stadtviertel, das man auch Ghetto nannte, und das im Dreieck zwischen der Didžioji gatvė (der Großen Straße), der Dominikojų gatvė (der Dominiknergasse) und der Vokiečių gatvė (der Deutschen Straße) lag, aber auch jenseits dieser Straße. Da die meisten alten Häuser dieses Viertels 1945 abgebrochen wurden, ist „von der pittoresken Judenstadt ... kaum etwas geblieben“, wie der DuMont-Kunstreiseführer vermerkt. Zu Ghettos im grausigen Sinn des Begriffs wurden zwei Teile des Judenviertels beiderseits der Vokiečių gatvė erst drei Monate nach dem Einmarsch deutscher Truppen im September 1941. Ab dann lief aber die Tötungsmaschinerie auf Hochtouren; bereits am Ende dieses Jahres waren 50 000 Juden nicht mehr am Leben. Systematisch gemordet wurden die Opfer durch Erschießen im nahegelegenen Wald von Paneriai; als Erschießungskommandos fungierten litauische Sondereinheiten unter Aufsicht der SS. Erst langsam beginnt man heute auch in Litauen Fragen nach der Rolle des eigenen Volkes zu stellen, nach Teilhabe und möglicher Mitschuld an den Verbrechen der Vergangenheit. Bisher wurde



das offenbar eher verdrängt. Bitter ist für viele sicher die Erkenntnis, dass 1941 die ersten Pogrome gegen Juden alleine von Litauern verübt wurden, nachdem die Russen bereits abgezogen, aber die deutschen Einheiten noch nicht eingerückt waren. Vitalija versuchte später im Bus, eine mögliche Erklärung für diese ersten Pogrome zu liefern: Schon früh habe sich unter den jüdischen Gebildeten eine Sympathie für die Lehren von Karl Marx gezeigt; 1897 sei in Vilnius mit dem „Bund“ die größte jüdisch-sozialistische Partei gegründet worden. In dieser Tradition habe eine große Zahl von Juden 1940 in völliger Fehleinschätzung der Realitäten die einrückende Rote Armee als Vertreterin der ersten sozialistischen Macht auf Erden freudig begrüßt und sei dafür von den Sowjets manchmal mit wichtigen Posten belohnt worden. Das habe sich dann ein Jahr später beim fluchtartigen Rückzug der Sowjetarmee vor den anrückenden deutschen Truppen bitter gerächt. Nachdenklich verließen wir das jüdische Museum.

Im Bus fuhren wir nun endgültig aus Vilnius hinaus in Richtung Kaunas. Aber schon wenige Kilometer hinter der Stadt bogen wir noch einmal von der Autobahn ab und näherten uns Trakai, der „Stadt auf dem Wasser“. Auf mich wirkte dieser Ort, als er sich so plötzlich unseren Blicken darbot, wie »Natur pur«: eine in lockerer Bauweise errichtete Siedlung auf einer schmalen Landzunge zwischen zwei Seen, deren Ausbuchtungen immer neue Ausblicke auf scheinbar weitere Seen eröffneten, darauf ein paar Segelboote mit hohen Masten! Zutraulich schwammen drei, vier Schwäne heran, deren bräunliches Federkleid sie trotz ihrer Größe als „Teenager“ entlarvte, über allem eine strahlende Herbstsonne - und eine Ruhe, die man wahrlich himmlisch nennen durfte! Doch damit nicht genug! Von einer Insel mitten im bläulich schimmernden See leuchteten in satten rotbraunen Tönen die Backsteinbauten einer Ritterburg aus dem Mittelalter herüber. So schön hatte ich mir Trakai nicht vorgestellt. Bei diesem Gedanken wurde mir wieder bewusst, wie dankbar wir für das herrliche Wetter in diesem farbenprächtigen Herbst sein mussten, der sich zu verausgaben schien, um uns den verregneten Sommer und die vielleicht vor uns liegenden dunklen Wintertage vergessen zu lassen. Welch anderen Eindruck von hier hätten wir bei Regenwetter gewonnen!



Die Inselburg Trakai



Der Galvė-See (Galvė ežeras)

Wir schlenderten über zwei Holzstege und eine kleine baumbestandene Insel, die als Bindeglied diente, hinüber zur eigentlichen Burginsel. Man hätte die Bauten für eine Ordensburg des Deutschen Ordens halten können. Aber der hatte in diesem Landstrich nie lange Fuß fassen können dank des Freiheitswillens und der Kampfkraft der hier lebenden heidnischen Völker. Fürst Gediminas hatte 1321 in einem anderen Ortsteil die Burg Alt-Trakai erbaut. Während er selbst seine Residenz schon wenige Jahre später nach Vilnius verlegte, nahm sein Sohn Kęstutis Besitz von Trakai. Wegen der ständigen Angriffe der Ordensritter errichtete dieser aber bald eine neue Burg auf der Halbinsel, die besser zu verteidigen war. Gleichzeitig gab er den Auftrag zum Bau der Inselburg, die wegen ihrer Lage eine noch größere Sicherheit versprach. Letztere wurde aber erst nach seinem Tod zu Beginn des 15. Jahrhunderts fertig. In ihr residierten dann zur Anfangszeit des litauisch-polnischen Doppelreichs oft die Herrscher des litauischen Teilfürstentums. Wir konnten uns gar nicht satt sehen an der lieblichen Landschaft mit ihren herbstlich bunten Waldstreifen, die sich auf

der völlig glatten Wasseroberfläche rund um die Burg spiegelten. Nach und nach aber fanden sich dann doch fast alle aus der Gruppe in einem Gartenlokal ein, in dem es etwas gegen den Durst und den kleinen Hunger gab.

Danach begann die eigentliche Tagesetappe im Bus, die uns heute nach K a u n a s bringen sollte. Kaunas ist die zweitgrößte Stadt Litauens und fungierte in der Zwischenkriegszeit, als die drei baltischen Länder schon einmal ihre Selbständigkeit erlangt hatten, als (provisorische) Hauptstadt, während Vilnius und seine Umgebung von Polen annektiert blieb. Hier brachte uns der Bus zum Hotel Takioji NERIS in der Donelaičio gatvė 27. Der wuchtige Hotelklotz aus der Sowjetzeit befand sich gerade in der Metamorphose vom ehemaligen Intourist-Hotel zum modernen Hotel mit internationalem Standard. Die gesamte Empfangshalle war wegen umfangreicher Bauarbeiten gesperrt. Alle Gäste mussten einen Nebeneingang benutzen, der über eine Treppe direkt zum Speisesaal in der 1. Etage führte. Von dort aus erreichte man über einen langen Gang das eigentliche Treppenhaus neben mehreren Aufzügen, mit denen man in die Zimmer der oberen Etagen gelangte. Dieser Umweg war etwas mühsam, wenn man ihn mit größerem Gepäck bewältigen musste. Immerhin zeigte sich mein Einzelzimmer frisch renoviert und besonders die „Nasszelle“ mit jeglichem modernen Komfort ausgestattet. Anscheinend glänzten aber nicht alle Zimmer unserer Reisegruppe in dieser Form. Einmal hörte ich, wie jemand den unverändert bescheidenen Intourist-Standard „der Zimmer“ beklagte. Meine Nachfrage ergab, dass sich seine Beschreibung auf ein Doppelzimmer bezog.

Nach den Besichtigungen am Vormittag und der Überlandfahrt mit dem Bus war zunächst Freizeit angesagt. Wir brauchten nicht lange, uns in den Zimmern einzurichten und etwas frisch zu machen. Danach erkundeten wir alleine oder zu zweit die Umgebung des Hotels, das an einer von Trolleybussen und privaten Kleinbuslinien frequentierten Straße lag. Parallel dazu durchzieht ein Straßenzug die ganze Innenstadt als Fußgängerzone. Sie beginnt als baumbestandener Boulevard mit Namen Laisvės alėja (Freiheitsallee) nicht weit von unserem Hotel an der Michaelskirche, einem zur Zarenzeit im byzantinischen Kathedralenstil als orthodoxe Garnisonskirche erbauten Gotteshaus. Dieses diente zur Sowjetzeit als Museum für Glasmalerei und Skulpturen und wird heute wieder wie in der Zwischenkriegszeit als katholische Kirche genutzt. Die Fußgängerzone mündet im Zentrum der Altstadt ein paar tausend Meter weiter als Vilniaus gatvė neben der Kathedrale in den Rathausplatz. Dorthin sollten wir erst am nächsten Morgen kommen. Auf der Laisvės alėja, dem Boulevard in der Nähe des Hotels, reihte sich Laden an Laden. Nicht weit von der Michaelskirche entdeckten wir auf unserem Bummel ein modernes Kaufhaus sowie eine Reihe gemütlicher Cafés und Gaststätten. Am nächsten Tag sahen wir, dass sich dort nur ein paar Schritte weiter auch die Hauptpost befand, die wir am ersten Abend vergeblich gesucht hatten, um ein paar Briefmarken zu kaufen.

Zum gemeinsamen Abendessen führte uns Dr. Wiesehöfer durch eine Passage unter unserem Hotel hindurch in eine Art Hinterhof, in dem man im Abenddunkel ein niedriges reetgedecktes Haus erkennen konnte. Ein Schild nannte den Namen des urigen alt-litauischen Restaurants: ŽALIAS RASTAS. Drinnen saßen wir an langen Holztischen, verspeisten ein wohlschmeckendes Menü und tranken Bier aus blauen Krügen. Es gab auch mancherlei Anlass, ein Gläschen Wodka zu kippen. Zum einen hatte eine Reisetilnehmerin ihren Geburtstag *heimlich und still* genießen wollen, was ihr von der hohen Reiseleitung nicht vergönnt wurde. Zum anderen hatten wir heute auch allen Grund, mit „unserem“ Deutschland Geburtstag zu feiern, woran uns Herr Schröder auch erinnerte. Schließlich hatte sich Deutschland vor genau zehn Jahren wieder vereinigt. Damit hatte eine neue, größere Bundesrepublik das Licht der Welt erblickt. Unwillkürlich kam mir die erste Strophe unserer Nationalhymne in den Sinn: „Deutschland, Deutschland, über alles... *von der Maas bis an die Memel...*“ Die Maas bildet schon seit Jahrhunderten nicht mehr die Grenze Deutschlands. Hier in Kaunas sind wir nun heute an der Memel angekommen, morgen werden wir an ihrem Ufer stehen. Bis an diesen Fluss, wenn auch nicht gerade bis nach Kaunas, erstreckte sich tatsächlich tief ins 20. Jahrhundert hinein der deutsche Sprachraum. Wie weit entfernt von hier liegt aber heute

Deutschland, zumindest das, was davon übrig geblieben ist? Das Bewusstsein dessen wird uns auch ein paar Tage später auf der Kurischen Nehrung nicht verlassen, auf der wir dennoch so manche deutsche Spur entdecken. Die Mehrzahl unserer Reisegruppe, wahrscheinlich sogar alle, hätte man beim besten Willen nicht als „Heimwehtouristen“ bezeichnen können. Auch würde vermutlich keiner je zu irgendeiner Gelegenheit die erste Strophe des Deutschlandliedes anstimmen. Dennoch gab es immer wieder Augenblicke auf dieser Fahrt, an denen man innehielt und vielleicht zum ersten Mal ganz persönlich das Gefühl eines Verlustes empfand, den wir als Deutsche erlitten haben, aber auch als Europäer im Hinblick auf die untergegangene reiche jüdische Kultur im ganzen Osten Europas oder einfach als Individuen der Spezies Mensch - Folgen des Ringens menschenverachtender Ideologien, der Hybris und Machtgier weniger und der Verblendung ganzer Völker, darunter unser eigenes an erster Stelle. Vielleicht hatte ich ein Gläschen Wodka zu viel getrunken oder mir in den vergangenen Tagen zu viel zugemutet; vielleicht, dachte ich, werde ich auch langsam schwerhörig. Jedenfalls drangen in dem allgemeinen Stimmengewirr jenes Speiselokals nur noch unzusammenhängende Gesprächsfetzen an mein Ohr. Ich verstand keine Einzelheiten mehr, konnte deshalb an keinem Gespräch mehr teilnehmen und fühlte mich ziemlich erschlagen. So zog ich mich früh in mein Zimmer zurück und fiel sehr schnell in einen traumlosen Schlaf.

#### **Mittwoch, 4.10.2000      Kaunas, ein Weißer Schwan und der Teufel im Museum**

Zwei große Flüsse in Litauen kommen aus Weißrussland, die Memel und die Neris. An der kleineren Neris liegen die beiden bedeutendsten Städte des Landes, Vilnius und Kaunas. Keimzellen beider Städte bildeten jeweils Burgen in strategisch günstiger Lage am Zusammenfluss zweier Gewässer. In Vilnius erhebt sich der Burgberg neben der Vilnia kurz vor deren Mündung in die Neris. In Kaunas mündet die Neris in spitzem Winkel in die Memel. Hier entwickelte sich die historische Altstadt neben der befestigten Burg innerhalb des von beiden Flüssen gebildeten offenen Dreiecks. Dort an den spärlichen Resten dieser Burg begann heute unsere Besichtigung. Von hier war es nicht weit zum ehemaligen Bernhardinerinnen-Kloster, das heute als katholisches Priesterseminar genutzt wird. Sehenswert im Hof hinter der Pforte das „Masalskis-Haus“, ein Renaissance-Gebäude mit Stufengiebel. Davor erinnert seit 1984 eine hohe hölzerne Stele an den 500. Jahrestag der Christianisierung Litauens unter der Herrschaft des polnischen Königs Kasimir IV, der auf der Holzplastik dargestellt ist. Erst 500 Jahre Christentum! Kein Wunder, dass hier mehr noch als in anderen Ländern Europas zahlreiche Mythen aus heidnischer Zeit lebendig sind!



Das Kloster grenzt an den großen, fast quadratischen Rathausplatz. Dieser wird dominiert vom „Weißem Schwan“, einem Gebäude, das man mit seinem hohen Turm für eine Kirche halten könnte. Dies ist das historische Rathaus der Stadt, das nach der Wende herausgeputzt wurde und heute nur noch als Standesamt und Hochzeitshaus dient. In der südlichen Häuserzeile des Platzes erhebt sich die zweitürmige Barock-Fassade der Jesuitenkirche. Wir verließen zunächst einmal den Platz an der Südostecke und folgten der Aleksoto gatvė, die uns zum Ufer der Memel führte. Hier hatte Fürst Vytautas um 1400 für die westlichen Kaufleute und Handwerker, unter ihnen viele Deutsche, die er ins Land rief, die Mariä-Himmelfahrts-Kirche im Stil der Backsteingotik errichten lassen, die heute meistens als Vytautas-Kirche bezeichnet wird und auf Postkarten ein pittoreskes Panorama am Flussufer abgibt. (●) Auf dem Rückweg machten wir noch einmal Halt am Perkūnas-Haus, einem alten Backstein-Haus mit spätgotischen Fialen am Giebel der Ostfassade, die uns sehr stark an

● Siehe Titelbild!

ähnliche Strukturen der Annakirche im gotischen Viertel von Vilnius erinnerten. Den Lehrern unter uns fielen zahlreiche mit Schuluniformen bekleidete junge Mädchen auf, die während ihrer Schulpausen anscheinend ohne besondere Aufsichtspersonen recht ungezwungen in einem großen Bereich der Altstadt herumspazierten. Wir überlegten, dass hier vielleicht die offizielle Kleidung eine besondere Aufsicht durch Lehrer erübrigte, da sich die Schülerinnen unter Aufsicht der Öffentlichkeit fühlten und deshalb von selbst angemessen verhielten. Die Uniform hielt die Damen allerdings nicht vom Rauchen ab: eine Gruppe älterer Schülerinnen hockte auf einem Mäuerchen neben dem Perkūnashaus und schickte von dort beachtliche Qualmwolken gen Himmel. Die Kippen „entsorgten“ sie einfach über die historische Mauer. Das kam mir irgendwie bekannt vor. Wir schlenderten langsam zum Rathausplatz zurück und erreichten an seiner hinteren rechten Ecke die Kathedrale St.Peter und Paul, einen recht wuchtig wirkenden Bau in Backsteingotik mit barockisiertem Innenraum. An der engen Eingangspforte drängelten sich ein paar ältere Frauen, die um Almosen bettelten. Ich weiß nicht mehr sicher, ob es hier war, wo Vitalija wegen der von Alkoholmissbrauch gezeichneten Gesichter dringend von milden Gaben abriet.

Der Bus brachte uns in die Neustadt zurück und setzte uns am Vieniybės aikštė, dem Platz der Einheit, ab, auf dem das Freiheitsdenkmal steht und eine aus Feldsteinen errichtete Pyramide mit einer ewigen Flamme zum Gedächtnis der für die Freiheit Litauens Gefallenen. Die Nordseite des Platzes begrenzt ein großer Museumskomplex mit dem Militärmuseum auf der Vorderseite und dem Čiurlionis-Museum, das wir später besichtigen wollten, auf der Rückseite. Zunächst aber besuchten wir das Teufelsmuseum, ein Unikum weltweit. Hier sind 1800 Teufels- und Hexendarstellungen aus Litauen und vielen anderen Ländern ausgestellt, eine umfangreiche Präsentation menschlicher Fantasiegebilde, teils gruselig und abstoßend, teils nur skurril, maskenhaft, manchmal witzig und geistreich als Karikaturen von Dämonen der Weltgeschichte wie Hitler und Stalin.

Zum Čiurlionis-Museum brauchten wir nur über die Straße zu gehen. Mikalojus Konstantinas Čiurlionis lebte von 1875 bis 1911 und gilt als der größte litauische Komponist und Maler. In Vilnius hatten wir während eines Konzertes in der St.Johannes-Kirche eigenwillige Werke von ihm gehört, interpretiert von einem Streicher-Quartett, das sich nach ihm benannt hat. Hier konnten wir nun seine Gemälde und Zeichnungen besichtigen, die entsprechend seinen Motiven aus der litauischen Mythologie und melancholisch verfremdeten Landschaften bei gedämpftem Licht in sonst abgedunkelten Räumen präsentiert wurden.

Nach der recht kurzen Mittagspause brachte uns der Bus vom Hotel zur Universität, wo wir zwar ein paar optische Einblicke in die Räumlichkeiten innerhalb mittelalterlicher Bausubstanz bekamen, aber leider nur wenige inhaltlicher Art in Thematik, Studienaufbau und Organisation dieser Dependence der Universität Vilnius.

Das Gros der Gruppe begab sich danach parallel zum Rathausplatz in die Vilniaus gatvė, wo Herr Dr.Wiesehöfer ein Gespräch mit einem Sozialarbeiter des Erzbistums Kaunas verabredet hatte. Da wir etwas zu früh eintrafen, nutzen einige von uns die Zeit zu einem Imbiss in einem Café. Zur verabredeten Stunde gab uns der Sozialarbeiter in einem zum Jugendhaus umgebauten mittelalterlichen Gebäude Einblicke in die Jugendarbeit des Erzbistums, das in einem eigentlich katholisch strukturierten Land versucht, nach dem Ende des Sowjetsystems orientierungslos gewordenen Jugendlichen Lebensperspektiven zu vermitteln, trotz der materialistischen Verlockungen und Einflüsse aus dem Westen und angesichts großer Arbeitslosigkeit, besonders unter der Jugend.

In einem Eilmarsch bewegten wir uns danach über die langgezogene Fußgängerzone zurück zu unserem Hotel. Dort blieb nur wenig Zeit zum Auffrischen, bevor wir im Pulk um zwei Ecken zum Abendessen in ein gewiss gehobeneres Restaurant wanderten, dessen gepflegte Atmosphäre jedoch seltsam steif wirkte und niemanden animierte, dort nach dem Essen zu einem Nachtrunk länger zu verweilen. Die meisten gingen zurück zum Hotel, wo ich in meinem Zimmer noch einige Ansichtskarten schrieb und mich dann zur Ruhe begab.

**Donnerstag, 5.10.2000      Klaipėda, versprengte Deutsche und wieder ein Konzert**

Kaunas hatten wir als eine betriebsame Stadt kennengelernt, nicht ohne Charme, aber bescheidener in ihrer Ausstrahlung als Vilnius, das stärker von polnisch beeinflusstem Repräsentationsstil geprägt ist. Heute nun ging es über eine autobahnähnliche Schnellstraße weiter nach Klaipėda, der ehemals deutschen Stadt Memel. Hier liegt Litauens einziger Seehafen am „Memeler Tief“, dem einem engen Flaschenhals gleichenden Zugang von der Ostsee zum Kurischen Haff. Die Autobahn führte uns durch ein dünn besiedeltes Land; kleine Wälder in herbstlichen Farben wechselten sich mit brach liegenden Feldern ab. Hin und wieder zeigte sich abseits der Straße, oft in idyllischer Lage, ein halb verfallenes Gehöft oder ein kleiner Weiler mit wenigen Häusern, ganz selten einmal eine größere Ansiedlung. Auf begrünten Flächen inmitten brach liegender Äcker graste einsam die eine oder andere Kuh, jeweils an einem langen Seil angepflockt.

Der Bus brachte uns in Klaipėda zum Hotel gleichen Namens, einem riesigen Komplex aus Intouristzeiten des Jahres 1985, der sich von den früher üblichen grauen Betonklötzen durch seine roten Ziegelwände positiv abhebt. Seine merkwürdige Form erinnerte mich irgendwie an ein Feuerwehr-Gerätehaus. Vielleicht hat der litauische Architekt Gytis Tiškas das sogar intendiert. Denn für diesen Bau musste die alte Feuerwehr abgebrochen werden, einer der ältesten Zweckbauten seiner Art in Europa. Das Hotel liegt nahe dem Flüsschen Danė, das die Altstadt von der Neustadt trennt. Da man hier noch nicht so früh mit unserer Ankunft gerechnet hatte, mussten wir eine knappe Stunde warten, bis unsere Zimmer bezugsfertig waren. Nach dem langen Sitzen im Bus tat etwas Bewegung gut. Christine und ich spazierten deshalb ein Stück die Liepų gatvė (Lindenstraße) entlang, in der wir bei der Anfahrt das Gebäude der Hauptpost gesehen hatten. Das neogotische Backsteingebäude mit einer im Jugendstil errichteten Schalterhalle war sehenswert und hatte sich die Atmosphäre von Amtsgebäuden aus meiner eigenen Jugendzeit bewahrt. In einer Nische dieser Halle konnte man an einem Stand unerwartet viele Sondermarken der litauischen Post erwerben.

Nachdem wir dann unsere Zimmer bezogen hatten, die wieder nichts zu wünschen übrig ließen, führte uns Vitalija durch die Altstadt. Diese wirkte etwas leblos und verloren; große leere Flächen verstärkten noch diesen Eindruck. Anscheinend hatte der große Stadtbrand von 1854 nur wenige alte Häuser überleben lassen. Auch haben wohl die erbitterten Kämpfe zwischen Herbst 1944 und Januar 1945 ihre Spuren hinterlassen, obwohl der ältere DuMont-Führer behauptet, dass sie in der Altstadt nur wenige Zerstörungen angerichtet hätten. Dass man heute in der ganzen Stadt keinen einzigen Kirchturm mehr sieht, geht allerdings auf Sprengungen der Sowjets nach 1945 zurück. Ursprünglich wollten sie sogar alle Spuren der Deutschen in der Stadt beseitigen. Davon brachte man sie aber glücklicherweise ab. Die Straßenzüge, die noch erhalten sind, hat man größtenteils liebevoll restauriert. Wir begannen unseren Rundgang am alten Rathaus gleich hinter unserem Hotel, an dessen Seite auf einer großen Bronzetafel unter einem Brustbild der Königin Luise in litauisch und deutsch die Erinnerung an eine historische Begebenheit bewahrt wird: „IN DIESEM HAUS RESIDIERTEN KÖNIG FRIEDRICH WILHELM III. VON PREUSSEN UND KÖNIGIN LUISE IN DEN JAHREN 1807-1808 AUF DER FLUCHT VOR NAPOLEON“. In der Zwischenkriegszeit tagte hier der Landtag des autonomen Memelgebiets. Wir überquerten auf der alten Klappbrücke, die in die Tiltų gatvė (Brückenstraße) führt, die Danė, folgten dann am Ufer ihrem Lauf bis zu zwei ehemaligen Salzspeichern. Die Gegend hier wirkte besonders öde und verwahrlost. Auf dem leeren Karlskrona Platz standen verloren ein paar fliegende Händler an ihren Verkaufstischen und versuchten, Andenken und billige Bernsteinkettchen an den Mann oder die Frau zu bringen. Über die Teatro gatvė führte uns Vitalija zum Simon-Dach-Brunnen, der vor dem Stadttheater auf dem Teatro aikštė steht. Simon Dach gilt als Dichter des Liedes „Ännchen von Tharau“, woran die Plastik eines zarten jungen Mädchens auf dem Brunnen erinnert. Sie musste mitsamt dem Brunnen Ende der 80-er Jahre nach den Zerstörungen des Krieges neu geschaffen werden. Auf dem Platz halten einheimische Musiker nach deutschen Touristen Ausschau, um sich ein paar Litai zu verdienen. So auch bei uns. Kaum waren wir um die letzte Ecke gebogen, da intonierte auch schon einer auf seinem Instrument die Melodie, die sonst deutsche Männerchöre mit Schmelz in der Stimme zu schmettern



Gasthaus „Taravos Anikė“



Aukštoji gatvė

pflegen. Gegenüber dem Theater trug eine Gaststätte den litauischen Namen des Mädchens: „Taravos Anikė“. Vitalija führte uns weiter durch die Aukštoji gatvė, die Daržų gatvė und die Didžioji vandens gatvė. Hier kamen wir an einem Fachwerkspeicher vorbei, an der restaurierten Alten Post und an anderen Überbleibseln der deutsch-litauischen Vergangenheit. Zum Standort der einstmals mächtigen Ordensburg gingen wir nicht, da von ihr schon seit dem 19. Jahrhundert praktisch nichts mehr übrig geblieben ist. Vom Ende der Turgaus gatvė kehrten wir zum Ufer der Danė zurück, kamen an einem dort festverankerten Segelboot vorbei, mit dem ein risikobereiter Litauer bereits Schiffbruch auf den Wogen der freien Marktwirtschaft erlitten hat. Das von ihm auf dem Schiff betriebene Restaurant „Meridianas“ musste schon vor geraumer Zeit Konkurs anmelden. Seitdem dümpelt der Dreimaster seiner allmählichen Verrottung entgegen.

In Klaipėda und Umgebung hat eine kleine Gruppe deutscher Familien die rauhen Zeitläufte überlebt und dort ausgehalten. Sie und eine Reihe von Russlanddeutschen, die aus Sibirien zugewandert sind, haben 1989 den deutsch-litauischen Kulturverband gegründet. Mit finanzieller Unterstützung aus Deutschland ist es ihnen gelungen, ein Haus für Zusammenkünfte und Veranstaltungen verschiedenster Art zu erwerben. Ihr so geschaffenes Zentrum trägt den Namen „Simon-Dach-Haus“. Inzwischen haben sie sogar im Keller ein gemütliches Restaurant mit dem Namen „Deutscher Club“ eingerichtet. Unser Programm sah heute Nachmittag eine Begegnung mit den Deutschen in ihrem Vereinshaus vor und danach unser Abendessen in ihrem Restaurant.

Es sah so aus, als sollte die Schönwetterperiode zu Ende gehen. Dunkle Wolken hatten den Himmel überzogen. Auf dem kurzen Fußweg vom Hotel zum Simon-Dach-Haus fing es zaghaft an zu tröpfeln. Als wir dort eintrafen, quoll eine lebhaftige Gruppe deutscher Touristen aus dem Haus, den kurzen Begrüßungsprüchen und dem Augenschein nach ältere, leicht deutschümelnde Heimwehtouristen aus dem „Reich“. Uns führte man in einen Raum, der Sitzgelegenheiten vor einer kleinen Bühne bot; eher war sie aber ein größeres Podium für Auftritte von Solisten oder kleinen Gruppen. Hier gaben uns drei Personen Einblicke in die Arbeit der deutschen Minderheit. Die Vorsitzende erzählte von den zaghaften Anfängen zur Zeit der Gorbatschowschen Perestroika, als die letzten verbliebenen Deutschen wieder wagten, sich auch öffentlich als solche zu erkennen zu geben. Sie setzten sich zusammen, um die Erinnerung an die verschüttete Muttersprache ihrer Kindertage neu zu beleben, längst vergessen geglaubte deutsche Lieder miteinander zu singen und erste gemeinsame Gebete auf deutsch zu sprechen. Später schlossen sie sich in einem Verein zusammen, organisierten Deutschkurse für die Älteren zum Auffrischen der alten Kenntnisse und für die Jüngeren zum gänzlich neuen Erlernen einer Sprache, die Generationen ihrer Vorfahren gesprochen hatten, die aber während der letzten 50 Jahre verboten war. Wichtiger als der Spracherwerb war für sie aber anscheinend das neu entstehende Gemeinschaftsgefühl und die Geborgenheit in einer frei gewählten größeren Gruppe, in der man auch die Erlebnisse der Vergangenheit in Gesprächen aufarbeiten konnte. Heute unternehmen sie gemeinsame Reisen, besuchen Theater- und Musikaufführungen, veranstalten selbst das eine oder andere, und das nicht nur für die Mitglieder des eigenen

Vereins. Betroffen hörten wir, dass auch 18 sogenannte Wolfskinder (•) aus einem großen Bereich rund um Klaipėda Kontakt zu ihnen gefunden haben. Sie sind in einer besonderen Gruppe organisiert und verfügen im Haus über ein eigenes Zimmer. Bei der Besichtigung des Hauses kamen wir auch in diesen Raum, in dem sie Ansichtskarten von gemeinsam besuchten Zielen an die Wand geheftet hatten. Alle haben schon versucht, über den Verein und dessen Kontakte nach Deutschland herauszufinden, ob eventuell irgendwo noch Angehörige leben; meistens ohne Erfolg. Sie wurden alle als schwierige und psychisch gestörte Menschen beschrieben, die meistens den untersten sozialen Schichten angehören.

Die Arbeit des deutsch-litauischen Kulturverbandes in Klaipėda wird unterstützt und zum Teil getragen von Kulturbeauftragten der Robert-Bosch-Stiftung in Deutschland, die diese bisher regelmäßig für eine begrenzte Zeit nach dort entsendet. (Ich habe nicht recht in Erinnerung, ob für jeweils ein Jahr oder für drei Jahre). In deren Händen liegt die kulturelle Arbeit des Verbandes, von ihnen werden Veranstaltungen organisiert, ihnen obliegt auch die Koordination von Aktivitäten mit anderen deutschen Gruppen in Litauen, insbesondere in Kaunas und Vilnius. Einen organisatorischen Zusammenschluss aller deutschen Jugendgruppen im Land strebt die junge Leiterin der Jugendarbeit an und wird dabei tatkräftig von der Ostakademie und Dr. Wiesehöfer unterstützt.

Während dieser Gespräche hörten wir, dass just an diesem Abend in der Universität ein öffentliches Konzert unter deutschem Patronat stattfinden sollte. Das wollten wir uns natürlich nicht entgehen lassen. Als wir dann aber erfuhren, dass es schon um 18 Uhr beginnen sollte, wurde es hektisch. Wir verschlangen überstürzt das liebevoll zubereitete Essen im gemütlichen Kellerlokal, eilten nach draußen, wo im stömenden Regen schon Taxen auf uns warteten, die uns eine Minute vor Beginn an der Universität absetzten. Wir hasteten nach oben in den Konzertsaal, fanden auch gerade noch rechtzeitig Platz, bevor der derzeitige Beauftragte des Kulturverbandes, den wir vorher im Simon-Dach-Haus kennengelernt hatten, die Gäste auf deutsch begrüßte, was sofort von einem Mitarbeiter ins Litauische übersetzt wurde. Das Konzert fand statt aus Anlass des Bachjahres 2000 und war Teil einer Veranstaltungsreihe „Bach und Leipzig“ in Klaipėda, die am 8. September 2000 begann und bis in den Dezember 2000 dauern sollte. Sie wurde von einer Reihe deutscher und litauischer Firmen aus beiden Städten gesponsert, sodass freier Eintritt gewährt werden konnte. Heute war ein „Konzert mit Werken von Bach“ angesagt mit dem Pianisten Jurij Nekrassov aus Klaipėda am Konzertflügel. Es wurde zum beglückenden Höhepunkt des ganzen Tages. Selten hat mich das Spiel eines Solisten so intensiv in seinen Bann gezogen. Der Künstler, eine gepflegte Erscheinung mittleren Alters mit grauen Haaren, aber jugendlichem Gesicht begeisterte nicht nur durch sein hinreißendes Spiel, das vom zartesten Piano bis zum mächtigen Fortissimo alle Nuancen Bachscher Musik zum Klingen brachte, sondern auch durch seine unpräzise Art des Vortrags ohne die geringste Spur von affektierter Theatralik, die bei anderen Pianisten oft den Hörer trübt. An der Reaktion zahlreicher jugendlicher Zuhörer(innen), die ihn in den Pausen mit Blumen überschütteten, konnte man erkennen, dass er offenbar eine große Fangemeinde besaß. Ich weiß es nicht, könnte mir aber denken, dass er Professor an der Musikhochschule der Universität Klaipėda ist.

Noch ganz benommen von der wundervollen Musik gingen wir die breite Treppe hinunter und weiter auf die Straße, wo wir erfreut feststellten, dass der heftige Regen aufgehört hatte. Fast unsere ganze Gruppe bog hinter der Liepų gatvė nach links zum Vilties aikštė ab und wanderte über die Brücke zu einer gemütlichen Altstadtkneipe jenseits der Danė, in der wir den Abend bei profaneren Genüssen ausklingen ließen.

---

• Wolfskinder werden ehemals deutsche Kinder genannt, die während der Kämpfe um Königsberg oder als Folge des Besatzungsregimes der Roten Armee ihre Eltern verloren und sich alleine oder an der Seite anderer Hilfesuchender nach Litauen durchschlugen, dort um Essen und Unterkunft bettelten, bis irgendeine mitleidige litauische Seele sie aufnahm und großzog.

# Herbst auf der Kurischen Nehrung



Raganų kalnas - Hexenberg



Freitag, 6.10.2000

### Dünen, Hexen und die Frauen von Nidden

Die Kurische Nehrung ist eine schmale, über 90 km lange sandige und waldbedeckte Halbinsel. Bis zum Ende des 1. Weltkriegs gehörte sie zu Ostpreußen und damit zum Deutschen Reich. Danach wurde sie durch eine Grenze etwa in der Mitte geteilt. Der Süden verblieb weiterhin bei Ostpreußen, der Norden teilte das Schicksal des Memellandes. Dieses Gebiet wurde zwischen 1919 und 1925 in mehreren Schritten von Preußen abgetrennt und als autonomer Landesteil dem neu entstehenden Staat Litauen zugeschlagen. Die damals gezogene Grenze teilt auch heute wieder als Staatsgrenze die Halbinsel. Die nördliche Hälfte der Nehrung, durch die wir heute fahren wollten, gehört zu Litauen, die südliche zur russischen „Kaliningradskaja Oblast“, also zum Königsberger Gebiet, das heute eine russische Exklave bildet. Wenn man ein entsprechendes russisches Visum besitzt, kann man durchaus auch als westlicher Tourist über diese Grenze fahren. Ohne Visum war dort für uns die Welt zu Ende. Die Bewohner Litauens und der russischen Exklave genießen derzeit wechselseitig einen visafreien kleinen Grenzverkehr. Aber zum Zeitpunkt des geplanten EU-Beitritts von Litauen und Polen wird sowohl diese Grenze als auch die zum übrigen Memelgebiet auf dem Festland und die nach Polen zu einer Außengrenze der EU mit allen Beschränkungen für Nicht-EU-Mitglieder. Da sie dann rundum von EU-Außengrenzen eingeschlossen sein werden, befürchten die russischen Bewohner des Königsberger Gebiets, dass sie ihre jetzige relative Bewegungsfreiheit weitgehend verlieren, falls ihre Regierung nicht rechtzeitig mit der EU ein Sonderstatut für dieses Gebiet aushandelt; eine Situation, die Westberliner gewiss gut nachempfinden können.

Als wir heute nach dem wie üblich üppigen Frühstück den Bus für den Ausflug zur Kurischen Nehrung bestiegen, strahlte die Sonne von einem unerwartet blauen Himmel. Auf einer Fähre setzten wir von Klaipėda aus über das Kurische Haff zur Nehrung. Das Haff wirkt hier an seiner engsten Stelle nur wie ein breiter Strom. Von der Fähre aus bekam man einen Eindruck von der weiten Ausdehnung der Hafenanlagen. Längs der gesamten Nehrung verläuft auf ihr die alte Poststraße von Königsberg nach Memel, deren späterem Verlauf schon die Ordensritter folgten und die auch unseren Kurs bestimmte. Wegen zahlreicher bewaldeter Dünen, die sich zu Hügeln verfestigten, windet sie sich mit kurzen Steigungen und Gefällen durch deren Topographie und bildet keineswegs überall die schnurgerade Linie, die man vielleicht erwartet hatte. Nach wenigen Kilometern standen wir vor einer Schranke, an der Maut gezahlt werden musste. Hier beginnt das geschützte Naturreservat, das täglich nur von einer begrenzten Anzahl von Kraftfahrzeugen befahren werden darf. Auf diese Weise soll das einzigartige Ökosystem der Halbinsel, auf der auch Elche zu Hause sind, geschützt und für nachfolgende Generationen bewahrt werden. Auch der russische Teil der Nehrung im Süden soll in ähnlicher Weise als Naturreservat ausgewiesen sein.

Die Straße führte uns nun weiter nach Süden, einmal näher am Haff entlang, dessen Wasser man durch die Bäume hindurchschimmern sah, einmal näher an der Ostsee. Den ersten Halt machten wir in Schwarzort (Juodkrantė), dem ältesten Ort auf der Nehrung und anscheinend auch heute noch (oder wieder?) ein Bade- und Kurort. Als wir die Toiletten eines Hotels aufsuchten, konnte man durch offenstehende Türen in Räume hineinsehen, in denen große Badewannen gereinigt wurden. Am Rande von Schwarzort erhebt sich der „Hexenberg“, ein bewaldeter Hügel, über den ein Rundweg an über 80 lebens- und überlebensgroßen Holzplastiken mit Figuren und Szenen aus der litauischen Märchen- und Sagenwelt vorbeiführt, darunter viele Hexen. Wie im Teufelsmuseum von Kaunas musste man auch hier, allerdings in einer anderen Größenordnung, die Kunstfertigkeit, die bizarre Fantasie und den skurrilen Humor litauischer Künstler bewundern. Hinter Schwarzort hielten wir auf einem Parkplatz im Wald, von dem aus wir ein Stück in die Landschaft der „Toten Dünen“ (Kupsten) wanderten. So heißen Sanddünen, die man durch Einfriedigung mit schmalen Waldstreifen und mühseliges Bepflanzen mit allerlei Gräsern soweit gezähmt hat, dass sie nicht mehr als Wanderdünen gefährlich werden können. Hier darf man aus gutem Grund nicht von markierten Wegen und angelegten Holzstiegen abweichen. Dass diese Dünen alles andere als wirklich tot sind, sahen wir daran, dass die Holzstiege, auf der wir uns mühsam auf die halbe Höhe einer Düne hocharbeiteten, im oberen Teil völlig unter Sandverwehungen begraben war. Von hier



Sichtliches Wohlbehagen zwischen heidnischen Göttern und Hexen:

StD. Siegfried Schröer



oben hatten wir einen freien Blick über diese eigentümliche Welt in Richtung Ostsee, die blau hinter einem Kiefern- und Birkenwäldchen aufleuchtete. Der Blick zum Haff dagegen war vom Scheitel der Düne verdeckt, für deren Besteigung uns die Zeit fehlte. Später las ich in einem Reiseführer, dass diese Düne 53m hoch ist und „Neegelscher Berg“ (Naglių kopa) heisst, weil unter ihr das ehemalige Dorf Neegeln begraben liegt.

Der Bus brachte uns anschließend zu einem Parkplatz hinter Nidden, von dem wir bequem den Aussichtspunkt auf der Parnidener Düne (Parnidžio kopa) besteigen konnten. Von hier oben hatten wir einen großartigen Blick auf Nidden und das Haff, das hier etwa 17 km breit ist, vor allem aber auf die Große Düne und in das Tal des Schweigens, beide in der Nähe der Grenze zum russischen Gebiet. Diese Landschaft verschlägt einem den Atem. Hier würde ich gerne einmal länger verweilen und dem genius loci auf langen Wanderungen nachspüren. Man bekommt selbst von hier aus eine Ahnung davon, was Thomas Mann mit den Worten beschreibt: „...man glaubt, in der Sahara zu sein. Der Eindruck ist elementarisch und fast beklemmend, weniger wenn man sich auf den Höhen befindet und beide Meere sieht, als in den tiefen eingeschlossenen Gegenden. Alles ist weglos, nur Sand, Sand und Himmel.“ Ruft man sich dann noch ins Bewusstsein, dass das mittelalterliche Nidden unter der Großen Düne begraben liegt, wird der Schauer übermächtig, der einen bei den letzten Worten von Agnes Miegers Gedicht „Die Frauen von Nidden“ packt: „... und die Düne kam und deckte sie zu.“ Wie unermesslich groß muss die Not jener Menschen gewesen sein, die einst im alten Nidden lebten, wie rabenschwarz ihre Hoffnungslosigkeit angesichts der doppelten Bedrohung durch die Pest und durch die Düne!

Nidden (Nida) ist der Hauptort der Großgemeinde Neringa, zu der alle Siedlungen auf der litauischen Seite der Kurischen Nehrung zusammengefasst sind. Er präsentierte sich als ein freundlicher Fremdenverkehrsort, von dem schon weitgehend die Hektik der Sommerzeit abgefallen war, da zu .



Kurenwimpel



Traditionelles Fischerhaus in Nidden



Kurenwimpel

dieser Jahreszeit außer uns kaum Touristen den Weg dorthin fanden. Ein Teil des Ortes bestand noch weitgehend aus traditionellen Fischerhäusern, deren farbiger Anstrich mit den üppig blühenden Herbstblumen in den gepflegten Gärten konkurrierte. Einige besaßen noch echte Reetdächer. Vor dem einen oder anderen Haus offerierte ein in Form eines Fisches ausgesägtes und buntbemal-

tes Schild „RŪKYTA ŽUVIS“, vermutlich „Räucherfisch“. Im Sommer soll fast an jedem Haus hier auch ein Kurenwimpel aufgesteckt sein. Wir sahen solche nur in der Nähe des Bernsteinmuseums, das wir später besuchten. Wir bummelten zu zweit durch eine etwas abseits gelegene Ortsstraße, eigentlich nur ein Weg, und konnten uns gar nicht satt sehen an den fröhlichen Farben der Häuser und Gärten mit ihren Blumen. Entsprechend oft drückten wir auf die Auslöser unserer Kameras. Bei all dem bekamen wir allmählich auch Lust, uns irgendwo gemütlich niederzulassen, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Da entdeckten wir vor einem dieser schönen Holzhäuser neben einem weit geöffneten Gartentor ein großes Schild mit der Aufschrift „VIEŠBUTIS RASYTĖ, KAVINE 10-23“. Das war eine rein litauische Aufschrift. Unsere grandiose Unkenntnis dieser Sprache war inzwischen nicht mehr so perfekt, dass wir nicht verstanden hätten, dass hier ein Hotel namens RASYTĖ angezeigt wurde und dass KAVINE Café bedeutete. Auf einem Rasenplatz neben dem Haus stand zudem an einer sonnigen Stelle ein Tisch mit Decke und drei Stühlen. Während ich noch zögerte, ergriff Christine die Initiative und schritt mutig voran auf zwei ältere Damen zu, die im Schatten eines Vordachs an einem anderen Tisch saßen. Auf ihre Frage, ob wir hier eine Tasse Kaffee trinken könnten, antwortete die eine von ihnen zu unserem Erstaunen auf deutsch und lud uns freundlich ein, an dem gedeckten Tisch in der Sonne Platz zu nehmen. Christines Frage, ob wir eventuell auch noch ein Stück Kuchen bekommen könnten, schien sie allerdings zunächst etwas in Verlegenheit zu versetzen. Sie müsse erst nachschauen, ob noch etwas übrig sei. Denn gestern habe man für eine Gesellschaft Kuchen gebacken. Dann kam sie strahlend wieder. Es sei noch Käsekuchen übrig. Ein junges Mädchen servierte uns den Kaffee, und so saßen wir zunächst wohligh und zufrieden bei Kaffee und Kuchen in der Sonne und sahen den Tagpfauenaugen zu, die sich am Nektar nahestehender Blüten labten. Später trieb die Frau auch noch einige Stücke Streuselkuchen auf, gute Hausmannskost, wie ich sie von meiner Mutter aus Kindertagen kannte. Dabei kamen wir ins Gespräch. Uns war ihr ostpreußischer Tonfall beim Sprechen aufgefallen und so fragten wir sie, ob sie hier aus der Gegend stamme. Ja, hier sei ihre angestammte Heimat. In Nidden hätten, so meine ich mich zu erinnern, 25 deutsche Familien überlebt. Ein Teil ihrer Verwandtschaft wohne zwar inzwischen längst in Deutschland, man habe sie aufgefordert, dorthin nachzukommen. Das wolle sie aber nicht. Zu Besuch sei sie zwar schon dort gewesen. Aber hier gefalle es ihr besser, das Leben sei sehr viel ruhiger, die Luft besser, hier seien die Gräber ihrer Vorfahren, hier sei ihre Heimat und hier wolle sie bleiben. Die Frage, ob sie auch über alle die Jahre deutsch gesprochen habe, verneinte sie. Das sei streng verboten gewesen. Man habe selbst innerhalb der Familie nicht gewagt, gegen das Verbot zu verstoßen. So habe sie die Sprache ihrer Jugend völlig verlernt, sie habe auf deutsch weder sprechen, noch lesen oder schreiben können. Erst unter Gorbatschow sei das Sprachverbot aufgehoben worden. Da habe sie zusammen mit anderen Deutschen intensive Sprachkurse genommen und auf diese Weise wieder ihre Muttersprache gelernt. Erstaunlich für uns war, dass sie in all dieser Zeit ohne Deutsch nicht den ostpreußischen Tonfall verlernt hatte, der sich offenbar automatisch wieder einstellte, als sie in der Lage war, sich auf Deutsch zu artikulieren. Nebenbei erwähnte sie, sie sei eigentlich schon Rentnerin, aber alleine von ihren umgerechnet ca. 300.- DM Rente könne sie nicht leben. Deshalb helfe sie in diesem Hotel aus, das einer litauischen Aktiengesellschaft gehöre, um sich zusätzlich etwas nebenher zu verdienen. Übrigens warte sie heute mit ihrer Kollegin auf ein deutsches Fernsehteam, das sich angemeldet habe, um ein Interview mit dieser Kollegin, einer echten Kurin, zu machen. Wir verabschiedeten uns von beiden in dem Bewusstsein, zwei besonderen Frauen von Nidden begegnet zu sein.

Vom gemeinsamen Treffpunkt führte uns Vitalija zunächst in ein uriges Holzhaus, in dem ein privater Kleinunternehmer ein Bernsteinmuseum eingerichtet hatte. Gleichzeitig verkaufte er auch Bernsteine sowohl als unbearbeitete Rohlinge als auch in Form von kunstvollen Schmuckstücken. Mich faszinierten vor allem die großen unbehandelten Rohlinge ohne tierische oder pflanzliche Einschlüsse. Ich sah hier zum ersten Mal die Vielfalt der Erscheinungsformen, deren enorme Bandbreite ich mir so nie vorgestellt hätte. Gerne hätte ich den einen oder anderen Stein gekauft. Aber die Erkenntnis, für einen einzigen zwar wunderschönen, aber sonst nutzlosen Stein über 300.- DM auszugeben, der dann mehr oder weniger doch nur die Rolle eines weiteren Staubfängers neben zahlreichen Kristallen auf einer Konsole übernehmen könnte, während vielen Menschen in den

baltischen Ländern gerade soviel monatlich zum Leben zur Verfügung steht, brachte mich wieder zur Vernunft. Ich beschränkte mich darauf, einige sehr schöne Kurenwimpel an diesem Haus als Souvenir zu fotografieren.

Nicht weit war es von hier zum Alten Friedhof aus dem 19. Jahrhundert unterhalb der lutherischen Kirche auf einer bewaldeten Düne. Eine Besonderheit dieses Friedhofs sind die „Krikštai“, hölzerne Grabtafeln, bei denen die Form und die Holzart je nach dem Geschlecht des Verstorbenen variiert. Erstaunlich, wieviele dieser Tafeln, aber auch andere Formen wie Kreuze deutsche Aufschriften trugen. Ich nehme an, dass sie während der Sowjetzeit verborgen überdauerten und erst danach wieder ihren angestammten Platz am Grab eingenommen haben. Die Aufschriften an einem eisernen Grabkreuz zeigten überdeutlich, wie hart und gefährvoll auch im 20. Jahrhundert noch der Broterwerb der dort lebenden Fischer war. Die Namen der Toten weisen darauf hin, dass hier vor dem Krieg auch Kuren oder Litauer nicht nur den lutherischen Glauben, sondern auch die deutsche Sprache angenommen hatten.

Auf der Vorderseite konnte man lesen:

*Hier ruhen in Gott  
die am 13. Novbr. 1930 in den  
Sturmesfluten den Tod gefunden haben.  
Mein lieber Mann, unser guter Vater,  
unsere lieben Söhne und Brüder  
Joh. Sakuth,  
30.12.1889  
Martin Sakuth,  
11.5.1897*

Auf der Rückseite stand:

*Als wir mit des Haffes Wellen kämpften  
wo Menschenhilf vergeblich war, wo nichts  
zu seh'n war als der Tod, riefen wir den  
Herrn in unsrer Not: „Herr, rett' unsre  
Seele, nimm uns zu Dir“!*

Als letztes Ziel in Nidden war uns das Haus Thomas Manns geblieben, das er mit seiner Familie nur drei Sommer lang nutzen konnte. Es liegt idyllisch auf einer kleinen baumbestandenen Anhöhe



außerhalb des Ortes mit direktem Ausblick auf das Haff. Einen derartig schönen Sommersitz erträumt sich wohl mancher in stillen Stunden. Heute ist darin ein kleines Museum zum Andenken an den Erbauer eingerichtet. Von hier aus brachte uns der Bus noch an den gegenüber von Nidden liegenden Strand an der Ostsee, wo fast alle in der Brandung hemmungslos nach Bernsteinbröckchen zu suchen begannen. Christine fand etwas, das danach aussah. Es war wohl eine Träne Neringas, jener jungen blonden Riesin, die den Ureinwohnern der Gegend gewogen war und der Sage nach die Kurische Nehrung dadurch schuf, dass sie eine der Küste vorgelagerte Kette von vielen kleinen Inseln durch An-

häufeln großer Sandberge miteinander verband. Kurz bevor die Sonne hinter dem Strand in den Fluten der Ostsee versank, bestiegen wir unseren Bus, der uns in einer guten Stunde nach Klaipėda ins Hotel zurückbrachte. Derweil aus den Tiefen der See mit der Nacht die Wassergeister hervorbrachen, um erneut in ihrer Stund' Besitz zu ergreifen von dem verlassenen Strand. Trieben sie es dabei gar zu bunt, vergösse die Riesin Neringa wieder bittere Tränen - zur Freude der Bernstein-sammler am Tag darauf.

**Samstag, 7.10.2000**

### **Pizza, Kreuze, Litas, Lats - Über Šiauliai nach Riga**

Erst während der Ausfahrt aus Klaipėda bekamen wir einen Eindruck von der Größe der Stadt und dem geschäftigen Treiben in der Haupteinkaufsstraße. In diesen Teil der Stadt, in dem das Leben pulsierte, hatte man uns nicht geführt. Aus gutem Grund! Dieser Teil war häßlich wie alle Neubauviertel in Städten des alten Sowjetimperiums. Solche ausgedehnten Plattenbau-Viertel gab es nicht nur hier, sondern in nahezu allen größeren Städten auf unserer Reise. Wir fuhren auf einer

kleineren Straße zunächst nach Kretinga und von dort auf einer größeren Überlandstraße über Kuršėnai nach Šiauliai (Schaulen). In dieser Stadt hatten wir einen etwas längeren Aufenthalt, der uns Gelegenheit gab, die letzten Litai des litauischen Geldes auszugeben. Viele aus unserer Gruppe bummelten über die belebte Fußgängerzone, in der geschäftiges Treiben herrschte. Ein modernes Schmuckgeschäft lockte mit geschmackvollen Auslagen. Besonders schön mit Metall eingefasster Bernsteinschmuck hatte es einigen angetan. Auch ich erstand hier noch eine aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzte und glatt polierte Bernsteinkugel als Geschenk für eine Kugelsammlerin zu Hause. Solche Kugeln, so hatte ich bisher schon erfahren müssen, wurden äußerst selten angeboten. Ein leiser Hunger ließ uns schließlich nach einer gastlichen Stätte suchen, die wir in Gestalt eines italienischen Ristorante mit Pizzeria auch fanden. Der kleine Pulk hungriger Deutscher, der sich dann eng um den letzten freien Tisch platzierte, war neugierig, was man wohl in Litauen als „italienisch“ servieren würde. Denn uns war klar, dass unter den gegenwärtigen Verhältnissen im Baltikum das „italienische“ Restaurant einer Provinzstadt kaum von echten Italienern, sondern eher von einheimischen Litauern betrieben werden würde. Dem war wohl auch so. Aber das Essen, das Ambiente, alles stimmte. Bedient wurden wir von flinken, jungen Leuten. Jemand, der englisch sprach, wurde zu unserer Bedienung abgeordnet. Ich hatte eine Minestrone bestellt. Sie schmeckte wie im besten italienischen Lokal. Auch die anderen waren mit ihrem Essen zufrieden. Dass wir eigentlich nicht zur üblichen Klientel gehörten, ließ sich niemand durch Unfreundlichkeit oder träges Bedienen anmerken. Wir fielen nicht nur als Ausländer aus dem Rahmen, sondern auch durch unser Alter. Alle anderen Gäste waren flott gekleidete junge Leute. Laute Popmusik vom Musiksender VIVA dröhnte aus einem Fernsehgerät. Das ganze Lokal war auf jugendliche Kundschaft ausgerichtet. Es hätte gut in Berlin, Frankfurt, Köln oder einer anderen westlichen Großstadt stehen können. Höchstens wäre es in Deutschland denkbar gewesen, dass 'mal einer der Gäste nicht ganz die Contenance bewahrt hätte. Wir waren sehr angetan von dem jugendlichen Unternehmungsgeist und dem offensichtlichen Erfolg der Betreiber. Wenn eine junge Generation derart die Zeichen der Zeit erkennt und entsprechend zupackt, ist nicht nur Polen nicht verloren.



Wenige Kilometer hinter Šiauliai kamen wir an einen der Orte, die mir immer Unbehagen bereiten. Hier war es der Berg der Kreuze. Ich bin wohl nicht der einzige, der sich von jeglicher Ansammlung von Devotionalienkitsch unglaublich abgestoßen fühlt. Dennoch kenne



ich Wallfahrtsorte, die trotz allem eine ganz eigene, faszinierende Atmosphäre um sich herum ausbreiten. Von Faszination konnte hier allerdings angesichts des aufgetürmten Kreuzverhauses, der von weitem mehr einem Scheiterhaufen glich, bei mir nicht die Rede sein. Es war eher ein distanzierter Respekt vor den Gefühlen und Empfindungen anderer, der mich bei der Annäherung an den Kreuzberg leitete, vor allem, wenn man die Geschichte seiner Entstehung kannte und wusste, warum er gerade wegen der wiederholten Zerstörungen durch die Rote Armee zu einem Symbol des litauischen Widerstands und Freiheitswillens wurde. Die überlebensgroße Christusfigur in ihrer theatralischen Segensgeste verstärkte aber beim Näherkommen zunächst noch meine innere Abwehr. Ich habe nichts gegen ein einzelnes Kruzifix, das keinen höheren künstlerischen Ansprüchen genügt, wenn es Zeugnis ablegt vom Glauben des Volkes. Ich fühle mich wohl in katholischen Ländern, in denen Bildstöcke und Wegkreuze die Flur beleben. Aber diese Anhäufung Zehntausender großer, kleiner und kleinster Kreuze fand ich zunächst fast schon obszön. Als ich dann jedoch unter den zahllosen unverständlichen litauischen Inschriften die eine oder andere in unbeholfenem Deutsch lesen konnte, begriff ich, was es für viele Menschen bedeuten muss, einen Ort für ganz persönliche Anliegen gefunden zu haben, einen Ort etwa des Dankes gegenüber weit entfernten Wohltätern oder des Andenkens an einen vermissten Angehörigen, der auf einem nahen Schlachtfeld den Tod fand und dort anonym begraben wurde. Zwei Beispiele dafür seien hier angefügt. Auf der einen Holztafel wollte offenbar eine Litauerin einem Arzt und einigen Nothelfern danken, die ihr eine erfolgreiche Operation in Deutschland ermöglicht hatten (unten links). Die zweite Tafel hing an ei-

nem Kreuz, das eine niederländische Familie errichtet hatte zum Gedenken an ihren Neffen, der während des Krieges irgendwo in dieser Gegend als deutscher Soldat gefallen ist (unten rechts).

ICH DANKE DEM HERRN, DAß AUF DER ERDE  
SOLCHE MENSCHEN GIBT WIE FA.HEBLING,  
MAXIMILIAN CHRITL, PROF.DR.BENDORF,  
FR.WARSEHENSKE, DURCH SIE ICH HEUTE WIEDER  
HEIL BIN. GOTT, GIB IHNEN KRAFT.  
RIMA.

\* 16. September 1916

† 19. August 1944

KARL-PAUL HOHMEIER

Diese Gedenkplatte haben wir an diesen Platz, der Wallfahrtsort in Litouwen hergestellt, in Gedächtnis an unseren Neffen der im Zweiten Weltkrieg in Lettland gefallen ist und von wem das Grab nimmer gefunden worden ist.

Heerenveen, Holland

Joop Oenema

Klaas, Jan und Tjeerd Oenema

Respekt bekam ich vor der Toleranz der Litauer, die selbst ein Gedenkkreuz für einen gefallenen deutschen Soldaten dulden, der als Teil einer feindlichen Armee ins Land kam, die Vernichtung und Tod brachte. Vielleicht sind solche Wallfahrtsorte mit ihren unvermeidlichen Geschmacksverirrungen für Leute wie mich leichter zu ertragen, wenn man lernt, sie auch als mahnende Aufrufe zur Toleranz anzunehmen, zur Toleranz auch gegenüber der Art, in der Menschen ihren Gefühlen Ausdruck verleihen, die vom Schicksal weniger privilegiert wurden, einen verfeinerten Geschmack zu entwickeln, und die man deshalb nicht weniger achten und respektieren darf.

Schon in der leicht hügeligen Landschaft vor Šiauliai, in der sich Wälder und offene Flächen abwechselten, versuchte ich mir vorzustellen, wie es in dieser Gegend im Herbst und Winter 1944 ausgesehen haben mochte, als hier der roten Armee der Durchbruch durch die deutschen Linien bis zur Ostsee gelang, wobei sie die Heeresgruppe Nord zwischen Liebau (Liepaia) und Windau (Ventpils) mit dem Rücken zum Meer einschloss und von den weiter südlich kämpfenden Einheiten abtrennte. Wieviele junge Soldaten mussten damals hier auf beiden Seiten ihr Leben lassen, wieviele andere kamen zwar davon, waren aber für ihr ganzes Leben gezeichnet! Je mehr sich die Front weiter im Süden der Reichsgrenze näherte, desto verbissener stemmten sich wohl die verzweifelten deutschen Landser gegen die Übermacht, krallten sich am Boden fest, ging es doch jetzt zum ersten Mal während des ganzen Krieges um die Verteidigung der eigenen Heimat. Und nach allem, was sie an Gräueltaten deutscher Einheiten in der Sowjetunion gesehen hatten, wussten sie nur zu gut, was die deutschen Frauen und Kinder Ostpreußens zu erwarten hatten, gelänge es erst einmal der Roten Armee, deutsches Reichsgebiet zu betreten. Ein Wiederhall dieses Erlebens, des Überlebens im Schützengraben, trifft uns Nachgeborene aus folgendem Vers:

Als ich in die Erde biß,  
nasse Erde, blutverknetet,  
als das Feld vor mir zerriß,  
habe ich vielleicht gebetet  
Ich weiß nicht mehr, nichts mehr genau,  
nur dies: Der Himmel war ganz blau.

Und fragst du mich: Nun sag,  
wie hat das angefangen?  
Ich hab es nicht gewollt.  
Ich bin doch mitgegangen.

Felix Berner

(1. Strophe des Gedichts „Ich hab es nicht gewollt“)

Über die Empfindungen der litauischen Bevölkerung in der Kampfzone kann man nur Vermutungen anstellen. Als deutsche Truppen 1941 das Land besetzten, wurden sie von Teilen der nicht-jüdischen Bevölkerung als Befreier begrüßt. Dieses Verhalten dürften die meisten schon bald als tragischen Irrtum erkannt haben, als sie erleben mussten, dass hinter der Front die SS ihre angemessene rassische Überlegenheit brutal auslebte und den stalinistischen Terror durch ihren eigenen ersetzte, während sich die Wehrmacht und die Zivilverwaltung mit Kompetenzgerangel verausgabten. Damit verspielten die Deutschen alle eventuell vorhandenen Sympathien endgültig. Dass dennoch heute Deutschen aus dem Westen ein gewisses Wohlwollen entgegengebracht wird, dürfte allein den Erfahrungen der Litauer mit dem anderen Aggressor zu verdanken sein, der während der letzten fünfzig Jahre das Land in einer Weise beherrschte, die keine freundschaftlichen Gefühle aufkommen ließ. Vor diesem Hintergrund verblasen alte Erinnerungen, ohne allerdings je ganz zu verschwinden.

Gut 40 km hinter dem Berg der Kreuze standen wir an der Grenze zu Lettland. Wir standen im wörtlichen Sinne, denn hier wurde streng kontrolliert und das gleich zweimal. Sowohl die Litauer als auch die Letten achteten streng darauf, dass ihre staatlichen Hoheitsrechte respektiert wurden.

Deshalb gab es zwei Kontrollstellen im Abstand von wenigen hundert Metern. Zwar umfuhr unser Bus die lange Kette der wartenden Lastwagen. Aber wir waren zwischen zahlreichen PKWs von Letten eingeklemt, die am arbeitsfreien Samstag die Gelegenheit genutzt hatten, im Nachbarland billig einzukaufen. Vitalija meinte, das Preisniveau in Litauen sei niedriger als in Lettland. Wenigstens konnten wir nach Erledigung der lettischen Einreiseformalitäten aussteigen, um in den Wechselstuben den letzten Litas und einige D-Mark gegen die neue Währung namens Lats einzutauschen. Es war schon etwas gewöhnungsbedürftig, in einem so kleinen Land für 3,30 DM nur einen einzigen Lats zu bekommen.

Das dezente, aber doch unüberhörbare Pochen jedes einzelnen der drei baltischen Länder auf seine jeweilige Eigenstaatlichkeit erinnert etwas an spätpubertäre Teenager, die gerade volljährig geworden sind und trotzig Wert darauf legen, als Erwachsene ernst genommen zu werden. Bevor man sich jedoch darüber erheben dünkt und mitleidig lächelt, sollte man bedenken, dass wir West-Europäer diese Phasen auch alle durchgemacht haben und sogar heute noch nicht immer bereit sind, sie in EU-Verhandlungen abzulegen, wie gerade erst die europäische Gipfelkonferenz in Nizza gezeigt hat. Außerdem darf man nicht vergessen, dass die drei Länder historisch und ethnisch deutliche Unterschiede aufweisen, die nicht von den Ereignissen im 20. Jahrhundert ausgelöscht werden konnten. Paradoxerweise sind es manchmal sogar gerade Gemeinsamkeiten zweier Staaten auf bestimmten Gebieten, die sie um so deutlicher vom jeweils dritten unterscheiden. So sind etwa Litauer und Letten durch ihre Sprachen verbunden, die sich zwar deutlich unterscheiden, aber beide zusammen eine eigenständige Gruppe innerhalb der indogermanischen Sprachenfamilie bilden, zu der außer ihnen nur ausgestorbene Sprachen zählen. Im Gegensatz dazu gehört die Sprache der Esten zu einer völlig anderen, nämlich der finno-ugrischen Sprachenfamilie und ist mit dem Finnischen eng verwandt. Das merkt man als Fremder an einigen geographischen Bezeichnungen und an den Zahlwörtern. Obwohl ich von früheren Reisen nach Finnland nur eine Handvoll Wörter behalten habe, kann ich in diesem Land immerhin bis drei zählen: yksi, kaksi, kolme. Ich konnte es sofort auch auf Estnisch: üks, kaks, kolm! Kein Wunder, dass sich die Esten gegenüber den beiden anderen Völkern immer ein wenig abgehoben wähnen. Ihr Wahn geht soweit, dass sie sich selbst nur ungern als „Balten“ bezeichnen, sondern sich lieber zu den Skandinaviern zählen. Dabei übersehen sie geflissentlich, dass ihr finnisches Brudervolk wegen seiner ethnischen und sprachlichen Besonderheit im engeren Sinn gar nicht zu den Skandinaviern gehört. Die Sehnsucht der Esten, zu Skandinavien zu gehören, brachte sie dann auch dazu, ihre Währungseinheit „Kroon“, also Krone, zu nennen wie die „echten“ Skandinavier und damit sogar die Finnen zu übertrumpfen, die wie die Deutschen bislang in (Finn)-Mark und Pfennig rechnen.

Historisch gesehen weisen dagegen die beiden nördlichen Länder Lettland und Estland mehr Gemeinsamkeiten auf. In diesen Ländern konnten sich schon frühzeitig deutsche Ritterorden festsetzen. Riga und Tallinn (Reval) wurden Mitglieder der Hanse, in denen deutsche Kaufmannsgilden unter Lübischem bzw. Hamburgischem, jedenfalls deutschem Recht, den Ton angaben. Dagegen konnte der Deutsche Orden in Litauen nie lange Fuß fassen. Dort bildete sich ein eigenständiges, starkes Fürstentum heraus, das zeitweise bis zum Schwarzen Meer reichte und sich später mit Polen verband. Die vereinigten Herrscher beider Teile brachten dem Deutschen Orden in der Schlacht bei Tannenberg eine vernichtende Niederlage bei. In den litauischen Städten lebten zwar auch deutsche Kaufleute. Aber sie hatten hier nie das Sagen.

Die historisch bedingten Unterschiede der drei Länder waren auf unserer Reise nicht zu übersehen. Abgesehen vom Memelland sind wir in Litauen auf keine größeren deutschen Spuren gestoßen. Das sollte sich schon am nächsten Tag in Riga ändern. Heute blieb uns nach dem Grenzübertritt nur noch die Fahrt dorthin, wo wir wieder in einem angenehm modernisierten Haus, dem „Maritim Park Hotel Riga“, Unterkunft fanden. Es lag von der Altstadt Rigas aus gesehen auf der gegenüberliegenden Seite der Daugava (Düna) am Alexandra Grina bulvaris.



Historische Karte der baltischen Länder mit der größten Ausdehnung des Groß-Fürstentums Litauen



## 2. Ordensland und Hansestädte

Sonntag, 8.10.2000

Kirchen, Gilden, Jugendstil: R i g a

Als wir an diesem Morgen nach dem Frühstück im Bus über die Düna-Brücke zu unserer großen Stadtführung rollten, lag die Silhouette der historischen Altstadt von Riga in strahlendem Sonnenschein vor uns. Dass die zahlreichen Kirchen mit ihren Türmen vom historischen Stadtbild Rigas nicht wegzudenken sind, war wohl nach dem Krieg auch den sowjetischen Behörden bewusst, die



Blick über die Düna auf den Dom und die Jakobi-Kirche



Die Petrikirche hinter dem Platz der lettischen Schützen

deshalb hier nicht wie in Klaipėda die Kirchen wegsprengten, sondern sogar zerstörte wie die Petrikirche frühzeitig von Grund auf restaurierten bzw. rekonstruierten. Dass diese dann zweckentfremdet wurden und nicht als Gotteshäuser genutzt werden durften, steht auf einem anderen Blatt. Unser Bus bog hinter der Brücke nach links in den Straßenzug 11.novembra krastmala und setzte uns nach etwa hundert Metern an der Biskapa gāte ab. Auf dieser gelangten wir nach wenigen Schritten kurz vor der Westseite des Doms zum Herdera laukums (Herderplatz), auf dem eine Büste an den Philosophen Johann Gottfried Herder erinnert, der hier an der Domschule einige Jahre als Lehrer wirkte. Gegenüber blendete eine frisch renovierte helle Jugendstilfassade im gleißenden Sonnenlicht. Vor neun Jahren im Frühjahr 1991 sah es an dieser Stelle etwas anders aus. Zwischen dem Dom und der damals grauen bröckelnden Fassade dieses Hauses hatten die Letten eine primitive Barrikade aus eilig zusammengetragenen Hohlblocksteinen und Balken errichtet. Zu diesem Zeitpunkt existierte noch die Sowjetunion unter Gorbatschow. Ich befand mich auf einer ähnlichen Studienreise wie jetzt, die das Pfarrerehepaar Küppers von der evangelischen Hl.Geist-Gemeinde in Wetzlar-Dalheim organisiert hatte und leitete. Wir hatten unsere Reise in Moskau begonnen und dort den orthodoxen Gründonnerstag intensiv miterlebt, hatten Abstecher nach Sergijew Possad (damals noch Sagorsk) und zum Höhlenkloster Pečory an der estnischen Grenze gemacht und waren am Vortag aus Pskov gekommen, in dessen Kremlkathedrale wir an der orthodoxen Osternachtliturgie teilgenommen hatten. In den baltischen Staaten gärte es. Einige hatten schon ihre Unabhängigkeit erklärt und sich dabei darauf berufen, dass die geheimen Zusatzabkommen von 1939 zwischen Hitler und Stalin gegen das Völkerrecht verstoßen hätten und deshalb rechtswidrig gewesen seien. Aus diesem Grund seien die baltischen Staaten zwar faktisch, aber nie de jure ein Teil der Sowjetunion geworden. Man brauche jetzt ihre staatsrechtlich nie beendete Eigenstaatlichkeit bloß wieder aufleben zu lassen. So einfach ließen sich die Sowjets natürlich nicht abschütteln. Wie ich jetzt im Jahre 2000 auf unsrer Reise vereinzelt hören konnte, hassen heute noch viele Balten Gorbatschow wegen der blutigen Angriffe sowjetischer OMON-Einheiten auf das lettische Innenministerium in Riga und die litauischen Sendeanlagen im Fernsehturm von Vilnius, bei denen es Tote und Verletzte gab, obwohl er feierlich versprochen hatte, gegen die aufbrechenden Freiheitsbewegungen der baltischen Völker keine Gewalt anwenden zu wollen. Wer weiß aber heute schon, ob Gorbatschow damals im Januar und Februar 1991 noch überall Herr

seiner Truppen und Spezialeinheiten war? Einschusslöcher an einzelnen öffentlichen Gebäuden und andere Spuren jener OMON-Angriffe waren im April 1991 in Riga nicht zu übersehen, ebenso Barrikaden und Schutzvorrichtungen der Angegriffenen. So versteckte sich der Eingang des Innenministeriums hinter einer dicken provisorisch aufgezogenen Schutzmauer. Sie sollte gegen neuerliche Attacken schützen. Dem gleichen Zweck diente eine Mauer mit Sandsäcken vor dem Eingang von Latvijas Radio gegenüber dem Dom, während die Barrikade hier vor dem Herderplatz mehr



1991



2000

Am Herderplatz

symbolische Bedeutung hatte. Es lag damals eine bedrückende Spannung über der Stadt. Am Freiheitsdenkmal legten Passanten vor den Fotos der im Januar Erschossenen immer wieder frische Blumen nieder. Wohl alle Einwohner bedrückte die Angst vor dem, was noch kommen könnte, wobei die Empfindungen des lettischen Bevölkerungsteils, in seiner eigenen Hauptstadt Riga eine Minderheit, zwischen dieser Angst und einem trotzigem Selbstbehauptungswillen schwankten. Die uns von INTOURIST zugewiesene Rigaer Stadtführerin, eine glühende lettische Patriotin, machte uns in Gegenwart unserer Moskauer Reiseleiterin immer wieder leidenschaftlich auf Anzeichen des angespannten Ausnahmezustandes in der Stadt aufmerksam, womit sie uns gleichzeitig auch eine Ahnung vom inneren Zustand der INTOURIST-Organisation gab. Von den Ränkespielen zwischen den neuen Kräften und den alten, Moskau ergebenden innerhalb der Polizei und anderen Behörden bekamen wir als Touristen damals natürlich nichts mit. Einen möglicherweise guten Eindruck davon erhält man heute bei der Lektüre des Kriminalromans „Hunde von Riga“ des Schweden Henning Mankell (dtv 1850), dessen Handlung in jener Zeit des Umbruchs spielt.



vermauerter Eingang des Innenministeriums



Lenin vor dem Ministerium



vermauerter Eingang von Latvijas Radio

1991

Der Gegensatz zwischen den Eindrücken von 1991 und 2000 hätte größer nicht sein können. Die Stadt war jetzt weniger grau, allenthalben waren und wurden Fassaden renoviert, aber nicht nur diese. Vitalija ließ vor dem Dom im Zeitraffer die 800-jährige Geschichte Rigas vor unserem geistigen Auge Revue passieren, von der Errichtung der ersten Kirche durch den Mönch Meinhard, den der Bischof von Bremen als Missionsbischof entsandt hatte, über die eigentliche Gründung der Stadt 1201 durch Bischof Albert, der ein Jahr später auch den Schwertbrüderorden gründete, um das weite Hinterland mit Feuer und Schwert zu christianisieren. Dieser Orden gewann im Laufe eines Jahrhunderts nach und nach die Herrschaft über alle Völker, die im heutigen Gebiet von

Lettland und Estland lebten, und überzog zur Stabilisierung dieser Herrschaft das ganze Land mit einem Netz von wehrhaften Burgen. Bezeichnenderweise gelang den Ordensrittern aber kein dauerhafter Sieg über die Litauer. Diese fügten vielmehr umgekehrt 1236 dem Schwerritterorden bei Šiauliai eine vernichtende Niederlage bei, sodass er nicht mehr lebensfähig war und seine Reste sich dem Deutschen Orden anschlossen. Dessen Herrschaftsgebiet erstreckte sich in der Folge auf zwei getrennte Territorien, zwischen die sich das litauische Fürstentum schob. Zwar konnten die Schwertbrüder Anfang des 13. Jahrhunderts noch eine Burg der litauischen Šemaiten an der Mündung des Flüsschens Danė in das Kurische Haff erobern, sie zu einer Ordensburg ausbauen und neben dieser „Mummelburg“ 1252 eine kleinere Siedlung gründen, aus der später die Stadt Memel wurde. Aber sobald der Orden versuchte, von hier aus eine Landbrücke zwischen seinen beiden Landesteilen Preußen und Livland herzustellen, wurde die Burg immer wieder von litauischen Heeren belagert und die Stadt dabei verwüstet. Das Vorhaben scheiterte 1410 endgültig mit der Schlacht bei Tannenberg (Grunwald). In den nachfolgenden Friedensverträgen von Thorn (1411) und vom Melnosee (1422) wurde wenigstens sichergestellt, dass Memel und die Mummelburg beim Orden verblieben. Sie waren und blieben der nördliche Vorposten des preußischen Landesteils.

In der Stadt Riga bildeten sich sehr bald drei miteinander konkurrierende Machtstrukturen heraus: einmal der Bischof, der sich aber im Laufe der Zeit immer weniger gegenüber dem Orden durchsetzen konnte; dann der eigentlich von ihm gegründete Ritterorden und als neue Kraft eine selbstbewusst auftretende, überwiegend deutsche Kaufmannschaft, deren Mitglieder sich in sogenannten Gilden organisierten und volles Bürgerrecht genossen. Letztere spielten schon bald nach dem Beitritt Rigas zur Hanse 1282 eine herausragende Rolle. Im Ringen um die Vorherrschaft in der Stadt kam es immer wieder zu teils heftigen Auseinandersetzungen mit dem Orden. Mehrmals zerstörten die Bürger die Ordensburg, mussten sie danach aber immer wieder unter dem Druck der Ordensritter auf ihre Kosten neu aufbauen. Die Details der wechselvollen Geschichte können wir hier aussparen. Mit der Einführung der lutherischen Reformation endete schließlich die Herrschaft der Ritterorden. Prägend blieben das knappe Jahrhundert unter schwedischer Herrschaft (1621-1710) und der nach dem Livländischen Krieg unter Peter dem Großen erfolgte Anschluss an das russische Zarenreich, der bis zum Ende des 1. Weltkriegs dauern sollte. Während all dieser Zeit hatten die Deutsch-Balten unter den verschiedenen Herrschern ihre Privilegien bewahren können: in Riga (und Tallinn/Reval) die Kaufleute, auf dem Land die Adligen, die den Grund und Boden unter sich aufgeteilt hatten. Mit diesen Privilegien war es nach dem 1. Weltkrieg vorbei, als die baltischen Staaten zum ersten Mal ihre Selbständigkeit gewannen. 1939 war es sogar mit der deutschen Bevölkerungsgruppe überhaupt vorbei, als Hitler deren Mitglieder in Folge des Abkommens mit Stalin „heim ins Reich“ holte und zu großen Teilen im eigentlich polnischen „Warthegau“ ansiedelte, aus dem sie 1945 erneut vertrieben wurden. Da ich mich während Vitalijas Erläuterungen manchmal auch etwas weiter entfernte, um den Platz ohne größere Menschenansammlungen fotografieren zu können, weiß ich nicht, ob sie auch davon berichtete, dass lettische Ärzte während der spannungsgeladenen Tage des Jahres 1991 im Dom ein Notlazarett mit Operationstischen eingerichtet hatten, um für alle denkbaren Notfälle gerüstet zu sein.

Nach diesem geschichtlichen Exkurs auf dem Platz führte uns Vitalija um den Dom herum in die Jauniela iela, in der zwischen anderen Häusern ein bekanntes Jugendstilhaus steht, und weiter durch die Krāmu iela auf den Rātslaukums (Rathausplatz). Hier waren die Veränderungen seit 1991 überwältigend. Während damals außer dem merkwürdigen dunklen Museum nur nichtssagende Nachkriegsbauten rund um eine grüne Rasenfläche standen, die von den Sowjets bewusst an die Stelle der historischen Gebäude gesetzt worden waren, um die Erinnerung an die deutsch-lettische Geschichte auszulöschen, hatten die Behörden Rigas diese inzwischen abgerissen und das historische Schwarzhäupterhaus samt Nebengebäuden wieder aus dem Nichts rekonstruiert! Gegenüber hatten sie damit begonnen, auch das historische Rathaus wieder zu errichten. Die Originalbauten waren bei den Kämpfen zwischen Deutschen und Russen 1944/45 zwar zerstört worden; aber es standen 1945 noch genügend Bauteile, mit denen man eine Rekonstruktion hätte beginnen können. Stattdessen sprengten die Sowjets alle verbliebenen Ruinen am Rathausplatz,

allerdings nicht die der nahen Petrikirche. Den Rathausplatz benannten sie zur Erinnerung an die Petrograder „Helden der Oktoberrevolution“ um in „Platz der lettischen Schützen“ und stellten nicht nur ein entsprechendes Denkmal darauf, sondern quer darüber auch noch einen dunklen sarkophagähnlichen Museumsbau. Nach der Wende wagten die Letten - nur gestützt auf alte Fotografien - die Rekonstruktion der mittelalterlichen Gebäude. Mich verblüffte, wie detailgetreu in goldenen Lettern man sogar alle deutschsprachigen Aufschriften an der Fassade wieder angebracht hatte. Es zeugt nicht nur von Stolz auf die eigene Geschichte, sondern auch von einer neugewonnenen Souveränität, dass man ganz selbstverständlich ohne Komplexe den deutschen Anteil an ihr nicht verdrängt.

Viele moderne Zeitgenossen rümpfen angesichts solcher Rekonstruktionen die Nase, weil damit nur leere Kulissen ohne Funktion nach Art von Disneyland errichtet würden. Der Vorwurf mag nicht ganz unberechtigt sein. Er übersieht aber, dass zumindest der Standort authentisch ist und auf diesem im Zusammenhang mit Gebäuden und Straßen in der Nachbarschaft ein Stadtbild gerettet wird, das im Laufe von Jahrhunderten gewachsen ist und für die dort lebenden Menschen emotional ein Stück Heimat bedeutet. Dass so etwas an anderen Orten sogar von denen schmerzlich vermisst wird, die erst im Laufe widriger Ereignisse dorthin verschlagen wurden, zeigt das Beispiel Königsbjergs.

Von dem allmählich wieder neu entstehenden Rathausplatz führte uns Vitalija links an der Petrikirche entlang in die Skārņu iela, wo wir vor dem Haus „Eckens Konvent“, einem ehemaligen Witwenheim, innehielten. Die Mitte seiner Fassade schmückt seit 1618 ein Sandsteinrelief mit dem Motiv „Christus und die Sünderin“. Rechts neben diesem Haus erhebt sich die spätgotische Johanniskirche, in die gerade eine Prozession festlich gekleideter junger Männer und Frauen Einzug hielt. Wahrscheinlich feierte man heute hier Konfirmation. Auf dem kleinen Platz an der Skārņu iela zwischen der Johanniskirche vor uns und der Petrikirche halb rechts hinter uns stießen wir auf ein uns vertrautes Motiv: die Bremer Stadtmusikanten als Bronzeskulptur auf einem Marmorsockel, gestiftet von der deutschen Partnerstadt Bremen! Am Ende des Domplatzes sind wir vorher vielleicht achtlos an einem anderen Verschwisterungssymbol vorbeigegangen. Dort hat man die Wappen jener europäischen Hansestädte, mit denen Riga im Bewusstsein der eigenen Geschichte besondere Partnerschaften pflegt, an langen Eisenstangen über einem Blumenbeet arrangiert.

Über einen schmalen Durchlass zwischen „Eckens Konvent“ und Johanniskirche gelangten wir in den Johannishof (Jāņa sēta). In diesem Geviert findet man noch Mauerreste des ersten Bischofssitzes und der alten Stadtmauer aus dem frühen 13. Jahrhundert. Auch lassen sich von hier die ausgedehnten Konventshöfe betreten, deren rekonstruierte Gebäude heute das moderne Stadthotel „Konventa sēta“ bilden. Durch einen Torbogen in der alten Stadtmauer gelangten wir in die Kalēju iela, von der aus man über dem Torbogen das Stadtwappen von Rīga sehen kann. Weiter kamen wir durch die Gleznatāju iela in die Riharda Vāgnera iela, die nach Richard Wagner benannt wurde, der hier am Deutschen Theater zwei Jahre lang als Kapellmeister wirkte. Nicht nur bei diesem Straßennamen fällt auf, wie sehr die Letten fremdländische Namen sprachlich vereinnahmten, „lettisieren“. Auch der von ihnen hochverehrte Johann Gottfried Herder heißt hier Johans Gotfrīds Herders. Das klingt in unseren Ohren befremdlich. Doch wir sollten nicht vergessen, dass auch wir nicht nur Städtenamen, sondern auch fremdländische Vornamen eindeutschen. Beispielsweise heißt bei uns Tschairowsky Peter und nicht Pjotr, Kálmán mit Vornamen Emmerich und nicht Imre, Smetana Friedrich und nicht Bedřich. Auch baltische Fürsten werden von unseren Historikern unter anderen Namen geführt: Mindowe statt Mindaugas, Gedymin (Gediminas), Olgierd (Algirdas), Keistutis (Kęstutis), Witold (Vytautas) usw. (•)

Die R.Vāgnera iela führte uns auf den kleinen Platz Līvu laukums, an dessen Rand drei bemerkenswerte Gebäude stehen: das Haus der Großen Gilde, das Haus der Kleinen Gilde und das Katzen-

haus. Gilden hießen in Riga und Tallinn die Vereinigungen von Kaufleuten oder Handwerkern. Sie spielten in der Stadtpolitik eine ähnliche Rolle wie die Handwerkerzünfte in deutschen oder norditalienischen Städten. Die Große Gilde war die Vereinigung der verheirateten Kaufleute, also wohl die der etablierten; in der Kleinen Gilde hatten sich die verschiedenen Handwerker der Stadt zusammengeschlossen. Die unverheirateten Kaufleute, also meistens neu angekommene oder neu ins Geschäftsleben eingetretene, waren jeweils in der Schwarzhäuptergilde vereinigt, die sich den heiligen Mauritius als religiösen Schutzpatron erkoren hatte. Diesen stellte man im Mittelalter oft als dunkelhäutigen Mohren (= Mauren = Mauritius?) dar und seinen Kopf entsprechend als schwarzes Haupt; daher der Name! Es gab neben den genannten manchmal auch noch die eine oder andere weitere Gilde, zum Beispiel die Kanuti-Gilde in Tallinn. Sie alle besaßen eigene Häuser, die den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens ihrer Mitglieder bildeten. Zugelassen zu den Gilden wurden grundsätzlich nur Deutsche. Das galt auch in späterer Zeit unter dem zaristischen Regime. So kam es, dass noch wenige Jahre vor dem 1. Weltkrieg der Aufnahmeantrag eines reich gewordenen lettischen Kaufmanns von der Großen Gilde abgelehnt wurde. Aus Verärgerung darüber ließ er auf den Turmspitzen seines neu errichteten Jugendstilhauses gegenüber der Großen Gilde zwei buckelnde Katzen anbringen, deren Hinterteile auf die beiden Gildehäuser gerichtet waren. Die Große Gilde wehrte sich gerichtlich gegen diese als Schmähung empfundene Verzierung und erreichte tatsächlich, dass die beiden Katzenfiguren so gedreht werden mussten, dass sie von nun an den Häusern der beiden Gilden das Gesicht zuwandten. So kam das Haus zu seinem Namen: Kaunams - Katzenhaus!

Von hier aus führte uns Vitalija weiter auf der Meistaru iela bis zum dicken Pulverturm, einem mächtigen Überbleibsel der mittelalterlichen Stadtbefestigung. Hinter diesem bogen wir links in die Torna iela (Turmgasse) ein, die in der Mitte zwischen einem schnurgeraden rekonstruierten Stück der Stadtmauer links und den dazu parallelen ehemals schwedischen Jakobikasernen (Jēkaba kazarņas) rechts verlief. Letztere hatte man gründlich renoviert, sodass sich in ihnen moderne Boutiquen und kleine Restaurants in freundlichen Farben präsentieren konnten. Hinter dem Schwedentor bogen wir nach links in die Jēkaba iela ein und näherten uns der Jakobi-Kirche, in der ein Teil von uns die Sonntagsmesse besuchen wollte. Kurz vor der Kirche kamen wir am Parlament (Saeima) vorbei, einer Nachbildung des Palazzo Strozzi in Florenz. Hier hatten 1991 junge Letten quer über die Jēkaba iela eine bunt bemalte Mauer gebaut, die den Zugang zur Saeima vor den sowjetischen OMON-Einheiten schützen sollte. Unten knapp über dem Boden waren zwei längere Texte aufgemalt, einer in lettisch, einer in kyrillischer Schrift. Beide hatten denselben Inhalt, wie unsere damalige lettische Stadtführerin von INTOURIST übersetzte: „Die Berliner Mauer hat ein Volk geteilt. Diese Mauer (hier) hat ein Volk geeint.“ Ganz oben prangte groß der Name LIEPĀJA (Liebau) des lettischen Stützpunktes der Roten Baltischen Flotte, darunter RED ARMY GO HOME und КПСС, das böseartig verfremdete offizielle russische Parteikürzel für die KPdSU.



2000: Eckens Konvent und Johanniskirche



1991: Die Mauer vor dem Parlament in der Jēkaba iela

Während ein Teil von uns der Messe in der Jakobi-Kirche zu folgen versuchte, erkundeten andere auf eigene Faust ein paar Ecken der sehenswerten Stadt. Einige gelangten bei dieser Gelegenheit auch in das Innere des Doms, als dort ebenfalls ein Gottesdienst stattfand. Danach trafen wir uns

wieder, nur um uns zunächst erneut in zwei Gruppen aufzuteilen. Ein Teil pilgerte zur lettischen Nationaloper, um dort Karten für eine abendliche Aufführung zu ergattern. Die anderen stießen zunächst am Ende der Klostera iela auf die historische Häusergruppe „Tris brāli“ (Drei Brüder), vor der sich auch „drei Brüder“ mit Trompeten und Posaunen aufgebaut hatten, um sonntägliche Passanten zu unterhalten und selbst den einen oder anderen Lats einzunehmen. Wir schlenderten nach rechts durch die Mazā Pils iela (Große Burgstraße) zur ehemaligen Ordensburg, in der künftig der lettische Staatspräsident residieren soll, und weiter zur Uferstraße an der Daugava (Düna), an der unser Bus auf uns wartete. Dort saßen wir eine Weile auf einer Bank in der Sonne, bis es Zeit war, einzusteigen. Im Bus befand sich jetzt knapp die Hälfte der Gruppe. Die anderen sollten wir an der Oper abholen. Dazu fuhren wir auf dem Straßenzug 11.novembra, K.Valdemāra iela und Raiņa bulvāris, auf dem wir die Botschaften Australiens, der USA, Frankreichs und Deutschlands passierten, in einem großen Bogen um die Altstadt herum und kamen über die K.Barona iela in den Aspazijas bulvāris, an dem die Nationaloper liegt. Nachdem wir dort die Freunde der darstellenden Künste aufgeladen hatten, erfuhren wir, dass fast niemand Karten für eine Vorstellung bekommen hatte. Entweder fanden die Vorstellungen zu ungünstigen Zeiten statt oder das Angebot sagte nicht zu. Wir wollten jetzt vor der Mittagspause Michail Eisensteins Jugendstilhäusern in der Alberta iela noch eine Stippvisite abstatten. Der Bus parkte schräg gegenüber einem ersten Jugendstilhaus in der Strēlnieku iela. Die Renovierungsarbeiten waren noch nicht ganz abgeschlossen. Dennoch bekamen wir einen guten Eindruck von diesem Gebäude mit der Hausnummer 4a, das von 1953 bis 1993 als Studentenheim diente und seitdem von der Stockholm School of Economics übernommen und wohl auch restauriert worden ist. Kurz dahinter zweigt rechts die Alberta iela ab, in der sich die Architekten des Jugendstils zu übertreffen trachteten: Konstantīns Pēkšēns, Michail Eisenstein und andere. Alleine fünf Häuser in dieser nicht sehr langen Straße wurden von Eisenstein entworfen. Zur Zeit renovierte man gerade das imposante Haus Nr.13, dessen blumentopfartige Erkertürmchen über tragenden Medusenköpfen Bewunderung, aber auch Kopfschütteln hervorriefen. In das vielgerühmte Treppenhaus von K.Pēkšēns gegenüber in Nr.12 kamen wir als Gruppe allerdings nicht. Leider war es auch fast unmöglich, die Häuser mit den geraden Hausnummern gut zu fotografieren, da die im grellen Sonnenlicht hell leuchtenden oberen Partien zu sehr mit den Schlagschatten weiter unten kontrastierten. Man müsste länger in dieser Stadt verweilen, um hier auch andere Zeugnisse des Jugendstils aufsuchen und das jeweils beste Sonnenlicht für bleibende Aufnahmen auswählen zu können.



Strēlnieku iela 4a



Alberta iela 13

Mit diesen Eindrücken fuhren wir über die Düna zum Hotel zurück, um dort heute ausnahmsweise zur Mittagszeit unsere Hauptmahlzeit einzunehmen. Vor allem wegen möglicher Theaterbesuche am Abend hatten wir diese Umstellung vorgenommen. Dass für die meisten dieser Programmpunkt nun wegfiel, störte uns nicht allzusehr, hatten wir doch alle nun die Möglichkeit, einen ganzen Nachmittag und Abend lang die Stadt auf eigene Faust zu erkunden. Vorsorglich hatten wir einen Treffpunkt verabredet, an dem jeder sich einfinden konnte, dem der Sinn danach stand, den Abend

gemeinsam mit anderen gemütlich ausklingen zu lassen. Gerne hatten wir Vitalijas Tipp aufgegriffen und dazu die Kellerkneipe neben der Kleinen Gilde ausersehen.

So verbrachten alle in kleinen Gruppen ganz individuell den Nachmittag in dieser schönen Stadt, die von einer schräg einfallenden Herbstsonne in warme Farben getaucht wurde, in der mancher Straßenzug leider aber auch im Schatten lag. Der Weg unserer kleinen Gruppe führte uns vom Hotel zu Fuß ans Düna-Ufer und von dort über die Akmens tilts (Akmens-Brücke) zum Platz der lettischen Schützen und weiter zur Petri-Kirche. Von der Brücke aus hatten wir einen großartigen Blick auf die am Flussufer in der Sonne liegende Altstadt. Nur von hier aus gelang es uns, die Petri-Kirche mit ihrem hohen Turm in ganzer Länge auf den Film zu bannen. Die beiden Damen aus unserer Begleitung zog es sogar in die Höhe auf den Turm.-



Das rekonstruierte Schwarzhäupterhaus bei Nacht

Später trafen wir auf unserem gemütlichen Sonntagsspaziergang immer wieder auf den einen oder anderen Mitreisenden. Gegen Abend steuerten wir langsam die Kleine Gilde an, aus deren oberem Stockwerk Klänge eines Sinfonieorchesters durch die geöffneten Fenster nach außen drangen. Bevor wir in den tiefen Keller hinabstiegen, lauschten einige von uns auf der Treppe der Kleinen Gilde noch eine Weile verückt der Musik. Nach und nach fanden sich dann immer mehr Reisegegnossen in der urigen Kellerkneipe ein, in der wir u.a. auch das Rigaer Bier einem Test unterzogen und für gut befanden. Erst sehr viel später am Abend setzten wir uns wieder in Richtung Schwarzhäupterhaus in Bewegung, das in der Dunkelheit effektiv angestrahlt wurde. Hinter dem Platz der lettischen Schützen bestiegen wir schließlich eine Straßenbahn, die uns über die Düna-Brücke zum Hotel zurückbrachte.

#### **Montag, 9.10.2000      Eine Schule, neue Grenzen und Olde Hansa: Von Riga nach Tallinn**

Heute sollte es schon wieder weiter gehen. Vorher hatten wir aber noch zwei Programmpunkte. Zunächst brachte uns unser Bus in einem Außenbezirk zu "Rīgas Katoļu ģimnāzija", einem privaten Gymnasium in der Trägerschaft des katholischen Erzbistums Riga. Entsprechend der Unterstützung, die diese Schule durch Renovabis und die Ostakademie Königstein erfährt, wurden wir herzlich begrüßt. Ein Gespräch kam schließlich richtig in Gang, als der Schulleiter nach tapferen Versuchen in Englisch das Feld zwei gestandenen Lehrerinnen überließ, die fließend deutsch sprachen und entsprechend unsere Fragen beantworteten. Bei der Besichtigung kamen wir auch in den Computerraum, in dem eine junge Lehrerin mit Schülerinnen arbeitete. Die Geräte waren zwar älterer Machart. Aber sie verfügten über moderne Software. Mein spontanes Angebot, Hilfeleistungen aus meiner eigenen Schule zu vermitteln, ließ sich deshalb nicht so einfach wie gedacht realisieren. Wir verließen die Schule nach der Spende einer spontanen Sammelaktion.

Danach teilten wir uns an den Markthallen in zwei Gruppen auf. Während ein Teil den lebendigen Markt erkunden wollte, fuhren wir anderen weiter zum katholischen Priesterseminar, das ich von meiner Baltikumfahrt 1991 schon kannte. Damals hatte uns der über 80-jährige Jesuitenpater Drops empfangen, der dort noch als Regens amtierte und von einer großen Zahl seiner Priesteramtskandidaten, darunter Wolgadeutschen aus Kasachstan, begleitet wurde. Auf unsere Frage, wie weit auch Schriften moderner Theologen des Westens in der Ausbildung eine Rolle spielten, meinte er dem Sinne nach: „Was heißt 'moderne Theologen'? Wir haben natürlich unseren Thomas von Aquin und die anderen großen Lehrer der Kirche. Von diesen können wir alles lernen, was wir brauchen.“ Heute bekamen wir keinen Kontakt zu dem Priesternachwuchs. Dafür lernten wir den Generalvikar des Erzbistums Riga kennen, einen vitalen Endsiebziger, der sich selbst nur als „Pastor Šmelters“

vorstellt. Beeindruckend sein Tatendrang und sein Humor, überwältigend sein Optimismus und Gottvertrauen angesichts der bedrückenden Realität seiner Kirche. Man ahnt den Quell der Kraft, mit der dieser Mann die Zeit der Zwangsarbeit in deutschen Lagern überleben, sich nach Belgien durchschlagen und dort im Bergbau arbeiten konnte, bis er irgendwann es schaffte, die Studienberechtigung nachzuholen, Theologie zu studieren und die Priesterweihe zu empfangen. Als endlich im Osten die große Wende kam, war er kein junger Mann mehr. Aber er zögerte keinen Augenblick, als er den Ruf bekam, in seine Heimat zurückzukehren und dort beim Neuaufbau kirchlichen Lebens mitzuwirken. Wie klein erschienen plötzlich eigene Sorgen und Verzagtheiten!

An den Markthallen stieg die andere Gruppe wieder zu uns in den Bus, und nun konnte die Überlandfahrt nach Tallinn beginnen. Die Strecke bog einige Kilometer hinter Riga von der Straße nach dem russischen Pskov ab und führte von da an parallel zur Rigaer Bucht in Richtung Norden. Hin und wieder blitzte die See durch dunkle Baumreihen zur Linken. Ein Stück vor der Grenze (Salacgrīva?) legten wir noch einmal eine Rast ein. Während einige die letzte Gelegenheit nutzten, ein paar Kleinigkeiten in lettischer Währung zu kaufen, bummelten andere das kurze Stück zum Ostseestrand. Schließlich fuhren wir die letzten Kilometer bis zur lettisch-estnischen Grenze. 1991, als alles noch zur Sowjetunion gehörte, lag diese Stelle hier auf freier Strecke, an der wir kurz anhalten mussten. Die damaligen Grenzposten am Straßenrand in Räuberzivil mit Armbinden behelligten uns aber nicht weiter. Hier markierten damals lediglich zwei große Schilder die Grenze. Auf einem konnte man in drei Sprachen lesen: »МАЈАНДУСПИИР - ЭКОНОМИЧЕСКАЯ ГРАНИЦА - ECONOMICAL BORDER«. Das war alles. Im Jahr 2000 allerdings war diese Stelle nicht wiederzuerkennen. Jetzt befand sich hier ein bombastisch ausgebauter Grenzübergang mit Schlagbäumen und vielen Fahrspuren, mit Abstellplätzen für Lastwagen, mit Zollbaracken, Toiletten und Bankschaltern für den Geldumtausch. Sollten die beiden Länder tatsächlich im Laufe dieses Jahrzehnts in die Europäische Union aufgenommen werden, sind alle diese Bauten in zehn Jahren schon wieder überflüssig. Wir tauschten erneut Geld um, hier Lats und D-Mark in estnische Kronen. Dann fuhren wir weiter an der Rigaer Bucht entlang bis Pärnu, wo die Küstenlinie nach Westen abknickt, während die Straße unverändert in nördlicher Richtung nach Tallinn führt. Als wir dort ankamen, dunkelte es bereits. Auch hier erkannte ich die Stadt nicht wieder. Vor neun Jahren gab es noch nicht diese großstädtische Beleuchtungsorgie in den Straßen, diese großflächigen Schaufensterscheiben, hinter denen sich Möbel und Neuwagen aus aller Herren Länder präsentierten. Wir durchquerten die ganze Stadt bis fast zum Hafen. Dort in der Nähe der Fähranleger stand das Reval ExpressHotel in der Sadama 1, unser Ziel. Über mein gut ausgestattetes Zimmer mit Blick auf den Domberg von Tallinn konnte ich mich nicht beklagen. Über das Essen und den Raum, in dem wir es einnehmen mussten, möchte ich lieber diskret schweigen. Nach dem Essen brach eine größere Gruppe von uns zu einem ersten Stadtrundgang auf. Wir überquerten den weiten Platz vor dem Hotel und erreichten die Stadtmauer bei der Dicken Margarethe, einem gewaltigen Turm der alten Befestigung. Neben diesem Turm durchquerten wir den Torbogen der Großen Strandpforte und waren in der Altstadt. Fröstelnd zogen wir durch die alten Gassen bis zum Markt, ein Stück weiter über die Stiegen des kurzen Dombergs hinauf zum Dom. Hier kehrten wir um, konnten wir doch nicht länger ignorieren, dass es inzwischen ungemütlich kalt geworden war. Gott sei Dank entdeckten wir hinter der Rückseite des historischen Rathauses einen in mildes Kerzenlicht getauchten Gastraum der malerischen Kneipe „Olde Hansa“. Zwar schienen hier alle Plätze an den langen Holztischen besetzt zu sein. Aber mittelalterlich gewandete Maiden bedeuteten uns, einer an der hinteren Wand im Dunkel nach oben führenden Treppe zu folgen. Auf diesem Wege gelangten wir in einen hohen Saal mit Balkendecke und Fresken an den Wänden, in dem wir tatsächlich alle verteilt an drei Tischen Platz fanden. Verblüfft studierten wir die Speise- und Getränkekarten, die von der Graphik und dem Material her passend zum Stil des Hauses eher an Fragmente liturgischer Pergamente mit illuminierten Texten erinnerten. Uns Ausländern legte man eine englischsprachige Version vor. Unter allerlei exotischen Bierkreationen faszinierte uns schließlich „Berry Shnaps“. Dieses wasserklare Destillat wurde in sehr schmalen und etwa 10 cm hohen Schnapsgläsern über einer kräftigen Portion roter Beeren serviert. Wir waren nicht mehr ganz in der Lage festzustellen, ob es sich um Preisel- oder Johannisbeeren handelte. Jedenfalls sprachen wir ihm an diesem und auch am nächsten Tag kräftig



zu. Das Bier kredenzte man in dunklen großen Steinkrügen, in die der Name **Olde Hansa** eingraviert war. Die Bedienung besorgten flinke junge Männer und Frauen, alle in mittelalterlich nachempfundenen Trachten. Auf meinem Kassenbon fand ich später nicht nur das Alter von Olde Hansa (1400 A.D.), sondern auch, dass ich Hele Kaneeli olu und Mar janaps getrunken hatte und dass die junge Maid, die mich bediente, Ülle Arnover hieß. In leicht beschwingter Stimmung verließen wir das gastliche Haus. Auch wenn uns draußen die Kälte der Nacht wieder ernüchterte, fiel ich doch im Hotel schnell in einen tiefen Schlummer, verbunden mit angenehmen Empfindungen für die alte Hanse.

**Dienstag, 10.10.2000 Toompea, ein Ombudsmann und Schafe aus anderen Hürden: T a l l i n n**  
Der heutige Tag sollte der letzte unter Vitalijas bewährter Führung sein. Er begann mit einer Busfahrt durch den Park beim Schloss Kadriorg (Katharimental), das Zar Peter der Große zwischen 1718 und 1725 als Sommerresidenz für seine Geliebte Katharina erbauen ließ. Hinter dem Schloss stießen wir direkt am Ufer der Talliner Bucht auf ein Denkmal für das russische Kriegsschiff Russalka. Der Engel auf dem Granitblock deutet auf die Hohe See, wo es 1893 im Finnischen Meerbusen versank. Einen knappen Kilometer weiter liegt der Eingang zum Sängerstadion auf dem Lasnamägi-Hügel, von dem aus man über die Sängerbühne hinweg einen weiten Blick auf die Bucht genießt. Links in der Ferne sieht man den Hafen und die Altstadt von Tallinn. In den baltischen Ländern haben Sängerfeste eine lange Tradition. Seit 1865 wurden hier in Tallinn alle fünf Jahre große Sängerolympiaden ausgetragen, auf denen Chöre aus dem ganzen Baltikum um den Sieg kämpften. Sie waren in den Zeiten der Fremdherrschaft eine Möglichkeit nationaler Identifikation. 1989 nahm von hier aus die estnische Unabhängigkeitsbewegung ihren Ausgang, als zum ersten Mal seit der sowjetischen Besetzung die Menschen spontan die estnische Nationalhymne anstimmten und unzählige alte Nationalflaggen demonstrativ entrollt wurden. Im Jahr 1990 waren es 30.000 Sängerinnen und Sänger, die hier auf der Sängerbühne vor etwa einer halben Million Zuschauern miteinander wetteiferten!- Vom Sängerstadion fuhren wir unten noch ein Stück an der Bucht entlang, bis wir den Eingang des olympischen Segelzentrums erreichten. Hier sollte 1980 die Jugend der Welt um olympischen Lorbeer kämpfen. Doch die Sportler aus dem Westen kamen nicht, da viele Länder die Moskauer Spiele wegen der Besetzung Afghanistans durch die Rote Armee boykottierten. Angesichts des trüben und kalten Wetters verspürte heute niemand von uns den Wunsch, hier auszusteigen. So kamen wir auch nicht dazu, die imposante Ruine des Brigittenklosters näher zu besichtigen, in der ähnlich wie in der Bad Hersfelder Stiftsruine im Sommer Konzerte und andere Aufführungen stattfinden.

Der Bus fuhr mit uns zurück zur Altstadt und setzte uns zwischen den beiden Bastionen des Dombergs Harjuvärava mägi und Linda mägi an der Straße Toompea ab, die deshalb so heißt, weil sie auf den Domberg (Toompea) führt. Wir folgten dieser Straße weiter bergauf bis zum Schlossplatz. 1991 hatte man auf den letzten hundert Metern vor dem Platz eine Barrikade aus riesigen Steinquadern errichtet, die selbst Panzern des Großen Bruders Probleme bereitet hätte. Nur einen ganz schmalen Durchlass für Fußgänger hatte man damals frei gelassen. Jetzt im Jahr 2000 stand einer dieser Blöcke seitwärts in einem Park mit einer Schrifttafel zum Gedenken an jene dramatischen Monate. Der Platz oben am Ende der Toompea-Straße wird links von der Schauseite des Schlosses und rechts von der russisch-orthodoxen Alexander-Nevski-Kathedrale begrenzt. Das heutige Aussehen der Kathedrale unterschied sich erheblich von jenem 1991. Damals dominierte eine hellgelbe Lehmfarbe, jetzt war der Grundton ein dunkles Braun, gegen das sich die Mauerkanten leuchtend weiß absetzten. Auch die Farben des Schlosses schienen frischer, oben in der Mitte über dem Portal leuchtete das lettische Staatswappen. Damals wiesen an dieser Stelle die Flecken auf einer freien Fläche darauf hin, dass man - vielleicht in übergroßer Eile - das einstmals dort angebrachte Staatswappen der UdSSR ohne besondere Sorgfalt entfernt hatte. Dr. Wiesehöfer war in das Schloss vorausgegangen, um unsere Ankunft anzumelden. Hier sollte uns heute ein Abgeordneter des estnischen Reichstags (Riigikogu) empfangen. Wir wurden über Treppen und Gänge in einen Saal geführt, in dem uns der Abgeordnete Kalev Kukk von der Reformpartei Estlands (RPE), einer der deutschen F.D.P. nahestehenden liberalen Partei, begrüßte. Er entschuldigte sich,

dass er wahrscheinlich bald einmal kurz abgerufen würde, um an einer Abstimmung des gerade tagenden Parlaments teilzunehmen. Es ginge um die erstmalige Wahl eines Ombudsmannes, für die vom Staatspräsidenten ein sehr junger Kandidat vorgeschlagen worden sei, der aber von den konservativen Kräften wegen seiner Jugend und vermuteten Unerfahrenheit abgelehnt werde. (Es wurde nicht klar, ob mit den „konservativen Kräften“ hier ähnlich wie in anderen östlichen Staaten Altkommunisten gemeint waren oder doch eher Konservative in unserem Sinn.) Wenn wir wollten, könnten wir von den Zuschauer- und Presserängen einmal kurz in die Sitzung hineinsehen. Auf diese Weise erlebten wir den umstrittenen Kandidaten, der sich gerade am Rednerpult den Fragen kritischer Abgeordneter stellte. Unser Abgeordneter führte uns danach in einen Raum, in dem er Probleme der estnischen Politik darstellte. Vieles deckte sich mit dem, was wir schon ausführlicher in Vilnius gehört hatten, manches betonte die estnischen Besonderheiten, vor allem den angeblichen Vorsprung Estlands gegenüber den anderen baltischen Staaten im Hinblick auf die geleistete Anpassung an die Staaten der EU. Als er erwähnte, dass er als Sachverständiger in Wirtschaftsfragen bei der Vorbereitung der Einführung der neuen Währung maßgeblich mitgewirkt habe, stellte ich die Frage, nach welchen Kriterien die Gewichtung der Währungseinheit festgelegt worden sei, also ihr (ungefährer) Gegenwert. Diese Frage hatte mich schon seit über einer Woche bewegt, seitdem ich die krassen Unterschiede in den Paritäten der Währungseinheiten der drei baltischen Länder kennengelernt hatte.

Ein Überblick zum Vergleichen:  
Gewichtungen (ungefähre Werte)  
der baltischen Währungsparitäten

Lettland:	1 Lats $\approx$	$1\frac{1}{2}$ US\$ = 1,50 US-\$
Litauen:	1 Litas =	$\frac{1}{4}$ US\$ = 0,25 US-\$
Estland:	1 Kroon $\approx$	$\frac{1}{16}$ US\$ = 0,0625 US-\$

Ich hatte mir in meiner Naivität vorgestellt, dass es eigentlich möglich sein sollte, den (ungefähren) Wert der Grundeinheit jeder Währung völlig frei zu definieren, wenn sie wie im Baltikum gänzlich neu geschaffen wird. (Gleiches gilt übrigens auch für den EURO: Bei ihm (bzw. seinem Vorläufer ECU) wählte man offenbar als ungefähren Vergleichswert den US-\$.) Dass dieser Wert dann im Laufe der Zeit als Folge von Währungsschwankungen Veränderungen unterworfen ist, steht außer Frage. Warum aber wurden dann die neuen Währungseinheiten der drei benachbarten Länder, die auf enge Handelsbeziehungen angewiesen sind, derart unterschiedlich festgelegt, wie die obige Tabelle zeigt? Der Abgeordnete holte zu einer längeren Erklärung aus, bei der ich nicht ganz sicher bin, ob ich den Kern der Aussage richtig verstanden habe. Dennoch möchte ich versuchsweise die Antwort skizzieren. Kalev Kukk führte zunächst an, dass die drei Staaten während der Periode ihrer ersten Selbständigkeit in der Zwischenkriegszeit unterschiedlich hohe Gold- und Devisenbestände erwirtschaftet und zur Sicherheit im Ausland bei Staatsbanken verschiedener Länder angelegt hätten. Nach dem Krieg habe die Sowjetunion immer wieder Ansprüche auf diese Währungsreserven erhoben, da die drei Länder inzwischen konstitutionelle Bestandteile ihres Staates geworden seien. England und Frankreich hätten schließlich irgendwann im Zeichen der Entspannung diesem Drängen nachgegeben und die bei ihnen lagernden Bestände an die Sowjetunion ausgeliefert. Anders dagegen die USA, die Schweiz und zwei andere Länder (Schweden, Kanada oder Australien?). Diese Länder hätten die bei ihnen eingelagerten Währungsreserven „eingefroren“ und erst nach der internationalen Anerkennung der zu neuer Selbständigkeit erwachten drei baltischen Staaten diesen zurückgegeben. Sie bildeten nun den Grundstock für die Deckung der neuen Währungen. Beim folgenden bin ich mir nun nicht sicher: Soviel ich verstand, sei der Wert der Grundeinheit der jeweiligen Währung (1 Litas, 1 Lats oder 1 Krone) als ein fester Bruchteil der jeweils vorhandenen Währungsreserven definiert worden. Mit dieser Deutung könnte ich mir die Unterschiede der Paritäten erklären, da jedes Land über unterschiedlich hohe Währungsreserven verfügte. Leider ergab sich keine Gelegenheit mehr für Rückfragen, da der Abgeordnete telefonisch dringend zur Abstimmung ins Plenum gerufen wurde. Er bat uns, auf ihn bis nach der Abstimmung zu warten. Das wurde jedoch abrupt von dem uns bis dahin immer stumm begleitenden Zerberus verwehrt, einer nicht mehr ganz jungen, finster dreinblickenden Frau undefinierbaren Alters vom Typ KGB-Aufpasserin, die uns energisch und unmissverständlich bedeutete, dass die Audienz zu Ende sei und wir das Haus auf dem schnellsten Wege zu verlassen hätten. Peinlich berührt,

verärgert, zum Teil auch leicht belustigt ob dieser Erfahrung verließen wir das Schloss. Eigentlich ist es der Sitz der Regierung. Aber man erreicht von ihm aus auch den später errichteten Anbau, in dem das Parlament tagt. Das Schloss Toompea wurde an Stelle des Ostflügels der früheren Ordensburg 1767-76 unter Katharina II. im Barockstil als Sitz der künftigen Gouvernementsverwaltung erbaut, dem man 1935 einen Südflügel in historisierendem Neobarock hinzufügte. Hinter diesen eher „modernen“ Gebäuden erheben sich die Reste der mittelalterlichen Ordensburg mit dem »Langer Hermann« genannten Bergfried. Den besten Eindruck von der mächtig auf dem Domfelsen thronenden Ordensburg bekommt man vom Toompark unterhalb der Westseite der Oberstadt, in den sich allerdings kaum einer der Tagestouristen verirrt.

Als wir aus dem Schloss heraustraten, wehte über den Platz davor ein kalter Herbstwind. Das schöne Wetter, auf das wir fast abonniert zu sein schienen, war launisch und wechselhaft geworden. Immer öfter wechselten von leisem Nieselregen begleitete Windböen mit kurzen sonnigen Abschnitten. Erneut musste ich über den ungewohnten Anstrich der Alexander-Nevski-Kathedrale staunen. Vor neun Jahren hatte uns der orthodoxe Bischof zusammen mit zweien seiner Sekretäre in dem kleinen Büro im Untergeschoss der Kirche empfangen. Von diesem Empfang hatte ich zwei Fotos mitgebracht, die ich dem jungen Mann am Verkaufsstand in der Kathedrale mit herzlichen Grüßen an den Bischof überreichte. Er war ganz gerührt und betrachtete noch nach Minuten fasziniert die Aufnahmen, als ich nach einem kurzen Rundgang durch die Kirche wieder dem Ausgang zustrebte. Diese mächtige Kathedrale war unter Zar Nikolaus II. kurz vor 1900 an diesen beherrschenden Platz gesetzt worden. Ihre Glocken wurden 1897 - 1898 in St.Petersburg gegossen. Die größte Glocke - mit 15 Tonnen Gewicht die größte in Estland überhaupt - trägt Medaillons mit den Darstellungen Christi und des Heiligen Alexander Nevski sowie den Spruch:

И ИНЫ ОВЦЫ ИМАМЪ, ЯЖЕ НЕ СУТЬ ОТЪ  
ДВОРА СЕГО И ТЫЯ МИ ПОДОБАЕТЪ ПРИВЕСТИ  
И ГЛАСЬ МОЙ УСЛЫШАТЬ, И БУДЕТЬ ЕЛИНО  
СТАДО И ЕДИНЫ ПАСТЫРЬ. ЮАН. 10,16

Und ich habe noch andere Schafe, die nicht aus dieser Hürde sind. Auch diese muss ich herführen, und sie werden auf meine Stimme hören, und es wird eine Herde und ein Hirte werden. Joh. 10, 16

Welch ein Weihespruch auf der Glocke einer russisch-orthodoxen Kathedrale in einer lutherisch geprägten Provinz, einer Glocke, die bei jedem Läuten ihre Stimme aus der Höhe des Dombergs weit über Stadt und Land erschallen lässt! In jüngster Zeit stritten sich die orthodoxen Patriarchate von Moskau und Konstantinopel um die Zugehörigkeit der estnischen Gemeinden nach dem Ende der Sowjetunion. Soweit ich mich erinnere, fanden sie 2000 einen vorläufigen Kompromiss: jede einzelne Gemeinde in Estland solle selbst entscheiden, zu welchem Patriarchat sie gehören will.

Langsam sammelten wir uns wieder und folgten Vitalija in die gotische estnisch-lutherische Domkirche (Toomkirik). Im Innern beeindruckten immer wieder zahlreiche holzgeschnitzte Wappen baltendeutscher Adelsfamilien. Da ein Familienzweig meiner Vorfahren den Namen Horn trägt, fotografierte ich bei meinem früheren Besuch im Chor des Doms die dort eingelassenen Seitenteile des Steinsarkophags eines 1601 verstorbenen deutschen Adligen in schwedischen Diensten namens Carl Horn. (Er gehört natürlich nicht zu meinen Ahnen.) Zwei der Inschriften auf dem Sarkophag lauten:

HIER LIGT BEGRABEN DER EDLE GESTRENGE HERR  
CARL HEINRICHSON VON HORN  
ERBGESESEN ZU KANKAS WENDEN UND MALL  
WEILANDT DER CRON ZV SCHWEDEN FELDTOBRISTER  
DER SELIGLICH IM HERRN ENTSCHLAFEN DEN 16 MAY A<sup>O</sup> 1601  
GOTT VERLEIHE IME SAMPT ALLEN GLEVBIGEN EINE FROHLICHE AVFFERSTEHVNG.

HERR CAROL HEINRICHSON VON HORN  
AVS RITTERLICHEM STAM GEBORN  
DER SEINEM VATTERLAND EIN ZIER  
WAR, RVHT IN GOT DEM HERREN HIER  
VON SEIN LÖBLICHEN THATEN EIGEN  
KAN SCHWEDEN REVS VND LIVLAND ZEVCEN.

Hinter dem Dom schlenderten wir weiter über den Domberg zu zwei Aussichtsterrassen, von denen man großartige Ausblicke auf die Stadt und ihre Kirchen, auf die Stadtmauer mit dem vollständigen Kranz ihrer Wehrtürme und in die engen Gassen der Altstadt hat. Unübersehbar ragt die Olaikirche mit ihrem hohen Turm aus dem Häusermeer. Man erkennt die Türme des Rathauses und der Nikolaikirche, aber auch den Hochhauskasten des Hotels Viru aus Intouristzeiten, in dem wir 1991 wohnten. Heute werden dort Gäste der oberen Etagen davor gewarnt, die Fenster unbeaufsichtigt offen stehen zu lassen. Es sei schon vorgekommen, dass aggressive Möven Schuhe und andere Gegenstände aus Zimmern stibitzt hätten. Auf dem Rückweg kamen wir in der Kohtu-Straße an dem großen Adelspalast vorbei, der heute die finnische Botschaft beherbergt, und passierten die wesentlich bescheidenere, aber auch an markanter Stelle liegende Residenz des deutschen Botschafters gegenüber der Alexander-Nevski-Kathedrale auf der dem Schloss entgegengesetzten Seite.

Vitalija führte uns nun über den Langen Domberg (Pikk jalg) hinunter durch ein inneres Stadttor, das den Domberg von der Unterstadt trennte, und weiter durch die Voorimehe-Gasse zum Raekoja plats (Rathausplatz) mit dem Rathaus und der alten Ratsapotheke. Durch die Passage Saiakäik (Weckengang) kamen wir an die Hl.Geist-Kirche, die leider auch wieder geschlossen war, als wir hier vorbeikamen. Im Inneren steht ein sehr schöner gotischer Flügelaltar des Lübeckers Bernt Notke, der auch den berühmten Totentanz in der Nikolaikirche geschaffen hat. Wir folgten Vitalija weiter durch die Pikk-Straße, in der sie uns zu den Häusern der Großen Gilde, der Kanutigilde, der Olaigilde und der Schwarzhauptergilde brachte. Schließlich zeigte sie uns nach einem kurzen Weg durch die Vene-Straße noch ein Kleinod, das man erst in den letzten Jahren wieder für die Öffentlichkeit entdeckt und ihr zugänglich gemacht hat: den Kathariina käik, eine mittelalterliche Passage zwischen den Straßen Vene und Müürivahe mit stützenden Strebebögen zwischen alten Mauern. An der Viru- oder Lehmpforte endete schließlich Vitalijas letzte Stadtführung.

Wir waren wohl alle nach diesem ausgedehnten Spaziergang etwas erschöpft. Christine und ich suchten einen gemütlichen Platz zum Ausruhen und fanden ihn schließlich im Kellerrestaurant *Mlunga Kelder* am Kathariina käik, in dem ich eine ausgezeichnete Fischsuppe aß. Nachdem wir uns genügend gestärkt und mit heißem Tee aufgewärmt hatten, überlegten wir, was wir bis zur abendlichen Verabredung mit der Deutschen Minderheit noch unternehmen sollten. Gemeinsam schlenderten wir noch einmal zum Rathausplatz, wo sich dann allerdings unsere Wege trennten. Während ihr Herz mehr für die bestrickenden Waren der einheimischen Händler in den Nischen der Stadtmauer an der Müürivahe-Gasse nahe der Viru-Pforte schlug, lockte mich die Aussicht, einen Blick von „hinten“, also von der Westseite auf die Burg und den Domfelsen werfen zu können. Zwar schmerzten mich inzwischen einige Gelenke an Fuß und Beinen; doch weckten hin und wieder hoffnungsvoll aus dunklen Wolken aufblitzende Sonnenstrahlen erneut meine Lebensgeister und meine Unternehmungslust. Also wanderte ich zur Strandpforte und wandte mich nach ihrer Durchquerung nach links gen Westen zu einer Umrundung des gesamten Dom- und Burgbergs. Zunächst wollte ich die Stadtmauer mit ihrer langen Reihe von Wehrtürmen von außen näher in Augenschein nehmen. Dieses Vorhaben erwies sich aber als nicht so einfach wie gedacht; das schönste Stück der Mauer mit ihren Türmen lag hinter einem eingezäunten Grundstück, das angesichts rostender Autos und herumliegender Steinhaufen an einen städtischen Bauhof denken ließ. Immerhin gelang es mir, auf ein kleines Mäuerchen zu klettern und eine Aufnahme über den Zaun hinweg zu riskieren. Ein paar Dutzend Schritte weiter erreichte ich den Platz der Türme, eine Anlage, von der aus sich eine freie Sicht auf den weiteren Verlauf der Stadtmauer eröffnete. An dieser Stelle war sie - wohl schon vor sehr langer Zeit - in Wohnhäuser einbezogen worden, deren Fenster die Mauer durchbrachen. Dahinter kreuzte die Nunne, eine belebte Straße aus der Altstadt, meinen Weg, auf der viele Menschen zum Busbahnhof gegenüber eilten. Jenseits dieser Straße beginnt der Toompark mit dem Teich Snelli tiik, wohl ein Überbleibsel des ehemaligen Wallgrabens vor der Stadtmauer. Kaum eine Menschenseele belebte den Park an diesem kalten Nachmittag. Von hier aus hatte ich aber endlich auch freie Sicht auf die Westseite des Dombergs.

Ehemalige Adelspaläste reichen oben auf dem Felsen gut 40 m über dem Niveau des auf Meereshöhe liegenden Parks bis hart an die Kante. An einigen Stellen lugte der Turm der Domkirche hinter Bäumen hervor. Am südlichen Ende des Felsens schließlich lagert wuchtig zwischen den beiden Türmen »Kleiner Pilsticker« und »Langer Hermann« der Rest der mittelalterlichen Burg, die nach der Eroberung durch die Dänen neu errichtet, dann vom Schwertbrüderorden und schließlich vom livländischen Zweig des Deutschen Ordens vergrößert und mächtig ausgebaut wurde.

Über die Straße Falgi tee, die zwischen Burg und Schloss auf der einen Seite und den beiden Außenbastionen Linda mägi und Harjuvärava mägi auf der anderen Seite schräg nach oben führt, erreichte ich wieder die Straße Toompea, die im rechten Winkel kreuzt. Die Sonne warf jetzt plötzlich kurz vor dem Untergehen noch einmal kräftige schräg einfallende Strahlen auf Türme und Dächer der alten Stadt. Fasziniert hielt ich mit der Kamera einige der unvermittelt in warmes Sonnenlicht getauchten Motive fest: die Nikolaikirche, die Alexander-Nevski-Kathedrale, die Wehrtürme »Kiek in de Kök« sowie Marstall- und Mägdeturm. Die länger werdenden Schatten in den Gassen dahinter gemahnten mich allerdings, allmählich den Rathausmarkt anzusteuern, auf dem ich schon Dr. Wiesehöfer im Gespräch mit Erika St. und Bogna K. vorfand und auf dem nach und nach auch alle anderen Mitglieder unserer Reisegruppe eintrafen.

Gemeinsam gingen wir dann zu einem alten Haus auf der Ostseite des Rathausplatzes, in dem der Verein der deutschen Minderheit für dieses Treffen einen Raum angemietet hatte. Wir wurden von Mitgliedern des Vorstands herzlich begrüßt, die uns dann einen Überblick über die Lage der Deutschen in Estland gaben. Es stellte sich heraus, dass sich kaum noch ein alteingesessener Baltendeutscher unter den Gastgebern befand; denn die waren 1939 größtenteils von Hitler „heim ins Reich“ geholt worden. Die heutigen Deutschen hier rekrutierten sich vorwiegend aus der Gruppe ehemaliger Wolgadeutscher, die im Laufe der letzten Jahre aus ihren früheren Verbannungsorten in Sibirien, Kasachstan und anderen asiatischen Sowjetrepubliken zugewandert waren. Teils waren sie noch zu Sowjetzeiten als Facharbeiter hierher versetzt worden, teils hatten sie sich später auf eigene Faust nach Estland durchgeschlagen in der vagen Hoffnung, von hier aus leichter eine Genehmigung zur Umsiedlung nach Deutschland zu erhalten. Die meisten sprechen nur russisch und werden deshalb von den Esten der ungeliebten russischen Minderheit zugerechnet. Sie fühlen sich wie die Russen hier diskriminiert, da sie nicht automatisch die estnische Staatsangehörigkeit erhalten; das geschieht erst dann, wenn sie in einer Sprachprüfung die Fähigkeit nachweisen, sich in Wort und Schrift auf estnisch ausdrücken zu können. Eine Frau berichtete weinend, dass sie sich 1989 alle ganz selbstverständlich in die 600 km lange baltische Menschenkette eingereiht hätten, um zusammen mit den Einheimischen für die Unabhängigkeit von der Sowjetunion zu demonstrieren. Doch jetzt würden sie ausgegrenzt und hätten keine Rechte. Warum nur kam mir in diesem Augenblick wieder Johannes 10,16 in den Sinn? Wir hörten aber auch, dass Kinder, die eine weiterführende estnische Schule besuchen, nach dem Bestehen des Abiturs oder einer vergleichbaren Abschlussprüfung automatisch die estnische Staatsbürgerschaft erhalten. Für diejenigen unter den jungen Leuten, die sich zum Hierbleiben entschließen, könnte das durchaus eine Perspektive sein. Ich hatte aber den Eindruck, dass die meisten nach Deutschland ausreisen möchten. Dafür sollten sie aber erst einmal Deutsch lernen. Um zu begreifen, was das bedeutet, muss man sich vorstellen, dass an den staatlichen Schulen die Unterrichtssprache estnisch ist und als erste Fremdsprache Englisch unterrichtet wird. Bei der offiziell zweiten Fremdsprache besteht Wahlfreiheit; dafür käme eventuell Deutsch in Frage. De facto ist das aber für Kinder mit Russisch als Muttersprache schon die dritte Fremdsprache! In den überwiegend von Russen bewohnten Regionen des Landes oder Vierteln der Städte gibt es auch Schulen mit der Unterrichtssprache Russisch. Ich weiß es nicht genau, könnte mir aber denken, dass hier Estnisch die verbindliche erste Fremdsprache ist. An Englisch als Fremdsprache kommt auch im Baltikum niemand vorbei, sodass dann auch hier Deutsch nur die dritte Geige spielt. Man erzählte uns, dass die Vereine der deutschen Minderheit sich stark um die Vermittlung deutscher Sprachkenntnisse bemühten. Dadurch kam ich spontan auf die Idee, ihnen anzubieten, aus meinem Fundus deutschsprachige Filme auf Videos zu schicken. Das junge Mädchen in meiner Nachbarschaft, das ich daraufhin an-

sprach, entpuppte sich zu meiner Verwunderung als deutsche Gastschülerin der Bischof-Neumann-Schule in Königstein! Sie erzählte munter, dass sie in einer russischsprachigen Familie wohne und selbstverständlich nicht nur deshalb mitgekommen sei, um gegebenenfalls auch dolmetschen zu können. Es habe sie mit Russisch als zweiter Fremdsprache gereizt, in der 11. Jahrgangsstufe ein Auslandsjahr entgegen dem Trend ihrer Mitschüler nicht in Frankreich oder USA zu verbringen, sondern in einem Land der ehemaligen Sowjetunion. Wegen meines Angebotes reichte sie mich an eine junge Frau weiter, die für die Jugendarbeit des Vereins zuständig sei. Diese Frau gab mir eine Postadresse des Vereins und ihre private Telefonnummer, da sie offenbar wusste, dass außer ihr kaum jemand in der Lage sei, spontan am Telefon deutsch zu sprechen und zu verstehen. Als ich die Adresse in Händen hielt, war ich zunächst etwas ratlos. Sie lautete: Verein der Deutschen in Ida-Virumaa, Kutse 3-11, 41533 Jõhvi. Wo liegt denn das? Im Reiseführer hatte ich schnell herausgefunden, dass Ida-Virumaa die nordöstliche Provinz Estlands zwischen dem Peipus-See und der Industriestadt Kohtla-Järve ist. Wo aber liegt Jõhvi? Erst zuhause in Deutschland fand ich ein Lexikon, in dem ich nachlesen konnte, dass dieser Ort zur Stadt Kohtla-Järve gehört, einige Kilometer weiter südöstlich liegt und eigentlich das Verwaltungszentrum der Stadt und der ganzen Provinz ist! Das ganze Industriegebiet von Kohtla-Järve gilt als extrem umweltverseucht. Ich vermute fast, dass sich die Verwaltung in einer Ecke des Stadtgebiets angesiedelt hat, die im Grünen und möglichst weit entfernt von den Umweltgiften liegt. Also von so weit her kamen an jenem Abend unsere Gastgeber! Der Ort liegt etwa 160 km von Tallinn entfernt. Besonders interessiert zeigte sich die junge Frau an Noten von modernen Kirchenliedern mit deutschen Texten. Überall im Baltikum singe man gerne; das gelte auch für die Jugend. Deshalb gebe es die Chance, junge Leute in ihrer Freizeit an die deutsche Sprache über das Singen deutscher Lieder heranzuführen. Alle gängigen klassischen Lieder und Chorsätze besitze man längst. Die Jugend wäre aber eher mit modernen Liedern zu gewinnen. Wenn ich auf diesem Gebiet etwas aufreiben könne, wäre sie sehr dankbar. Nun, einige Videos mit spannenden Filmen in deutscher Sprache habe ich ihnen inzwischen geschickt. Meine Suche nach Texten mit Noten moderner deutscher Lieder war dagegen weniger erfolgreich: die Moderne singt vorwiegend englisch, wenn man von Polit- oder Dialektsongs absieht, die nicht in Frage kommen, vom Kitsch der sogenannten „Volksmusik“ ganz zu schweigen.. Immerhin übergab mir Irmgard Liste ein Gesangsbuch ihrer evangelischen Gemeinde mit einem Begleitblatt, auf dem die modernen Lieder des Buches ausführlich angegeben waren. Auch dieses habe ich hingeschickt. Anscheinend fühlt man sich dort aber zu unsicher, um außerhalb von Feiertagen wie Weihnachten einen Brief oder eine Karte auf deutsch zu schreiben und die Ankunft zu bestätigen. Nur durch einen Telefonanruf nach dort erfuhr ich überhaupt, dass das erste Päckchen ankam.- Ich werde aber nicht locker lassen und noch einige Dinge nach dort schicken.

Nach dem Treffen mit den Deutschen zog es viele von uns noch einmal zum Berry Schnaps in die Olde Hansa. In dieser uns schon vertrauten Umgebung feierten wir Abschied vom Baltikum. Denn morgen sollte es weitergehen nach St.Petersburg, das liegt in Russland. Mit zwei Gläsern Marjanaps und einem Krug kühlen Bieres beschloss ich diesen ereignisreichen Tag und nahm auf diese Weise zugleich Abschied von drei gastlichen Ländern.





1991  
Barrikade aus Steinquadern  
in der Straße Toompea vor dem Schlossplatz



1991  
Alexander-Nevski-Kathedrale  
auf dem Schlossplatz



2000

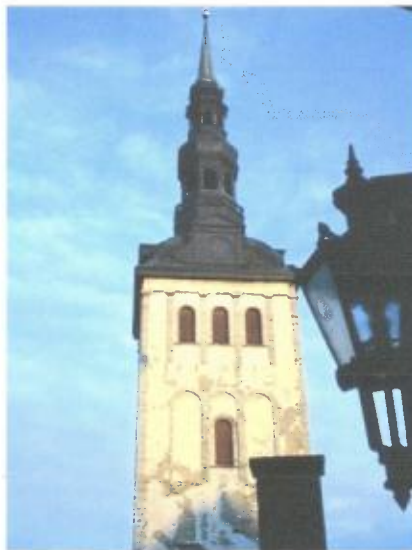
# Tallinn im Bild



Schloss Toompea, der Ostflügel der Burg



Mittelalterliches Speicherhaus



Turm der Nikolaikirche im Abendlicht



Haus im Saiaiküik



Tallinns „Skyline“ vom Meer aus



Durch die Große Strandforte in die Altstadt



Turm der Domkirche mit Pilticker in der Westwand der Ordensburg



Westwand der Ordensburg mit dem Langen Hermann



Wehrturm „Dicke Margarete“



Befestigte Kirchenburg: der Dom



Dunkri →



Blick vom Domberg auf Teile der Stadtmauer und die Olaikirche



Lai-Straße mit Olaikirche



### 3. Leningradskaja Oblast

**Mittwoch, 11.10.2000      Narva, Datschen, Plattenbauten: Von Tallinn nach St.Petersburg**

Unsere erste Amtshandlung heute war die herzliche Verabschiedung von Vitalija am Busbahnhof von Tallinn. Sie war uns wohl allen mit ihrer ungezwungenen Art und ihrem unglaublich reichen Wissen ans Herz gewachsen. Wie schon einmal erwähnt, geschah das schon hier, um ihr eine unnötige zusätzliche Strecke von 400 km, die sie einen ganzen weiteren Reisetag gekostet hätte, bei der Rückfahrt zu ersparen, die auch so noch mit Linienbussen von Tallinn über Riga und Šiauliai nach Kaunas durch alle drei Länder aufwändig genug war.

Von der Fahrt bis zur Grenze ist wenig zu berichten. Die Landschaft war nicht hässlich, aber mit der Zeit einschläfernd: Wälder, Wiesen und viel Brachland. Vor Kohtla-Järve sah man mehrmals in einiger Entfernung links das Wasser des finnischen Meerbusens. Rund um diese Stadt zeugten Abraumhalden vom Bergbau, der hier im offenen Tagebau betrieben wird. Ölschiefer ist es, den man hier fördert und zum Heizen verwendet. Die Halden bestehen wahrscheinlich aus Schlacken, die bei der Verbrennung in großen Mengen entstehen. In diesem Gebiet dominiert in der Bevölkerung der russische Anteil, der hier alles andere als eine Minderheit bildet. Wie ich durch meine neuen Kontakte erfuhr, gibt es hier auch eine starke deutsche - aber russisch-sprachige - Minderheit. Die Narva, ein Wasserlauf ähnlich der Neva, der wie diese einen großen Binnensee zum Meer hin entwässert, bildet seit den Zeiten des Nowgoroder Fürsten Alexander Nevski die Grenze zwischen den Einfluss-Sphären des westlich orientierten Christentums und der Orthodoxie russischer Prägung. Zwar haben die Schwerritter und später die Deutschherren immer wieder versucht, die Völker jenseits der Narva westlich zu christianisieren. Diese aber widersetzten sich zunächst hartnäckig jeglichem Christianisierungsversuch, fanden dann aber in Alexander Nevski einen starken Beschützer gegen die Expansionsversuche des Ordensstaates, nachdem sie sich nach orthodoxem Ritus hatten taufen lassen. Dieser Widerstand des Fürsten Alexander gegen die deutschen Ordensritter, also letztlich gegen das römisch geprägte Christentum, hat wahrscheinlich die orthodoxe Kirche bewogen, diesen machtpolitisch orientierten Fürsten in den Kanon ihrer Heiligen aufzunehmen. So etwas soll es ja auch im Westen gegeben haben (Kaiser Heinrich II., König Ludwig IX. von Frankreich). Jedenfalls bildete seit jenen Tagen die Narva eine Grenze, zeitweise nur eine zwischen zwei Kulturen bzw. Konfessionen, von Zeit zu Zeit aber auch eine ganz reale zwischen zwei Staaten: zu Beginn zwischen der nordwestlichen Ruß und dem livländischen Ordensstaat, später zwischen dem russischen Zaren- und dem schwedischen Königreich. Seitdem diese Grenze sich auf Grund der Machtverhältnisse und der geografischen Gegebenheiten als dauerhaft erwiesen hatte, wurde sie auf beiden Seiten stark befestigt. Am westlichen Ufer des Grenzflusses erbauten die Ordensritter die Festung Narva, am östlichen Ufer entstand genau gegenüber die russische Festung Ivangorod. Seit gut zehn Jahren verläuft hier erneut eine echte Staatsgrenze, nun zwischen der freien Republik Estland und der russischen Föderation. In einigen Jahren wird sie vielleicht sogar zur Außengrenze der Europäischen Union, der ersten gemeinsamen Grenze mit Russland. Schon heute wird ihre Existenz in archaischen Ritualen zelebriert, wie wir bald sehen sollten. Zwar bin ich davon überzeugt, dass die Irritationen, denen wir an der Grenze ausgesetzt waren, kaum auf boshafte Schikanen des Personals beruhten; eher auf Unprofessionalität, Hilflosigkeit einfacher Menschen, die ohne Kenntnis einer Fremdsprache die Rolle übernehmen müssen, eine vermeintliche Großmacht zu repräsentieren und ihren Regeln Achtung zu verschaffen. Jeder weiß oder vermutet, dass an dieser Grenze der Schmuggel blüht. Der bürokratische Aufwand und das dilettantische Procedere, dem wir unterworfen wurden, dürfte ihn jedoch kaum behindern. Noch auf estnischem Gebiet verwandelte sich ein paar hundert Meter vor der Narvabrücke zwischen kasernenähnlichen Wohnsilos jede Fahrspur auf der Straße in einen schlauchförmigen Drahtkäfig, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien. Unser Bus musste darin an einem Kontrollpunkt halten. Die Pässe wurden für den Ausreisestempel eingesammelt, die Häupter der Lieben gezählt. Mehr wurde von uns Touristen nicht verlangt. Dann rollten wir

langsam von der Höhe der Festung Narva, die immer mächtiger zu unserer Rechten in den Himmel zu wachsen schien, hinunter auf die Brücke über den Grenzfluss, in dem wir rechts mitten im Strom einen Angler auf einer Sandbank stehen sahen - mitten! - oder lag die Sandbank doch ein paar Zentimeter näher am russischen Ufer? Auf der russischen Seite erhob sich genau gegenüber der estnischen Festung Narva, vielleicht noch ein bisschen mächtiger als diese, die russische Festung Ivangorod. Der Bus fuhr wieder ein Stückchen bergauf, dann standen wir auf einem weiten Grenzabfertigungsplatz, ohne in unmittelbarer Nähe einen Sperrzaun zu sehen. Der Busfahrer und unsere beiden Reiseleiter stiegen aus und verschwanden links in einem flachen Gebäude. Nach einer Weile kam einer wieder zurück und holte vorne aus dem Bus ein Paar Männer nach draußen, ohne dass wir weiter hinten verstanden, warum. Doch dann sahen wir, dass sie alle unsere Gepäckstücke aus den Stauräumen unten herauszogen und zu dem Abfertigungsgebäude schleppten. Als einige Mitreisende besorgt aufsprangen, als sie ihre Koffer davonschweben sahen, wurde uns bedeutet, wir sollten ruhig im Bus bleiben. Da saßen wir nun weiterhin gemütlich, aber doch etwas ratlos und wunderten uns. Nach einer Weile kam einer der emsigen Träger in den Bus und verkündete: alles aussteigen und zu den Gepäckstücken gehen! Das Schweigen der Lämmer war zwar nicht mehr ganz so perfekt, aber sie trotteten doch alle brav zu ihren Koffern und Taschen, die in der Abfertigungshalle die halbe Bodenfläche bedeckten. Was sollte das alles? Niemand erklärte uns die Regeln dieses seltsamen Spiels, wahrscheinlich, weil keiner den anderen verstehen konnte. Ein vielstimmiges Murren war nicht mehr zu überhören. Auf einmal wurden Zettel verteilt, die wir ausfüllen sollten. Schon setzten die ersten ihre Brillen auf die Nasen und zückten ihre Kugelschreiber. Doch beim Blick auf den Zettel wurden die Ratlosigkeit noch größer und laute Unmutsäußerungen nicht länger unterdrückt. Wie soll man auch einen Zettel ausfüllen, auf dem man kein Wort lesen, geschweige denn verstehen kann? Alles war kyrillisch beschriftet. Meine Fertigkeit reichte gerade dazu, die relativ groß geschriebene Überschrift halbwegs zu entschlüsseln: ТАМОЖЕННАЯ ДЕКЛАРАЦИЯ. Das erste Wort kannte ich nicht, aber das zweite hieß unzweifelhaft Deklaratsija, also Erklärung. Fragte sich nur: Zollerklärung oder Devisenerklärung? Bevor ich mich für das zweite entscheiden konnte -Geld regiert bekanntlich die Welt- ertönte eine beruhigende Stimme (Dr.Wiesehöfer?), es gebe auch Fragebögen auf englisch. Also nix wie hin! Aber denkste! Es waren, glaube ich, nur drei oder vier Zettel in dieser von dort aus gesehen wohl entlegenen Fremdsprache! Also versuchte ein sozialer Mensch unserer Runde, bewaffnet mit einem jener raren Zettel, zu diktieren, was wer wohin zu schreiben hätte. Große Erleichterung löste die Aufforderung aus, in zwei senkrechten Reihen im unteren Drittel der Vorderseite sämtliche Kästchen mit HET (Njet) anzukreuzen. Vielleicht bereitete es dem einen oder anderen sogar ein wenig kindisch klammheimliche Freude, „den Russen“ hier einmal die vielen Njets und Frustrationen aus der Nachkriegszeit heimzahlen zu können und sich außerdem für die Unverschämtheit zu revanchieren, uns hier aus purer Bosheit so völlig sinnlos festzuhalten und mit kafkaesk anmutenden Fragebögen zu quälen. Seien wir ehrlich: ist nicht in jedem von uns wenigstens einen kleinen Augenblick lang Wut aufgestiegen, haben nicht alte Ängste und Vorurteile über „die Russen“ aus der Nachkriegszeit plötzlich wieder Gestalt angenommen? Ganz sicher lag keine Bosheit im Verhalten des russischen Grenzpersonals. Lassen sich aber gänzlich Schikanen russischer Behörden ausschließen, die gerade an diesem Grenzübergang Personal einsetzen, das keine Fremdsprachen beherrscht? Oder ist es schiere Trägheit im Denken? Man stellt sich vor allem auf russische Grenzgänger ein. Schließlich wohnen auf beiden Seiten der Grenze Russen, im Osten als Staatsvolk, im Westen als hier dominierende Minderheit, in deren Vorstellung die Errichtung dieser nicht von Russland initiierten Grenze vielleicht ohnehin als Willkürakt erscheint. Von den Balten nimmt man sicher an, dass sie alle Russisch beherrschen, auch wenn langsam eine neue Generation heranwächst, die das Sowjetimperium nicht mehr aus eigenem Erleben kennt. Westliche Touristen, die das Baltikum bereisen, braucht man nicht zu hofieren. Wichtige Geschäftsreisende aus dem Westen kommen mit dem Flugzeug und kaum per Bus oder Privatwagen aus dem Baltikum. Warum hier also polyglottes Personal vergeuden?

Erlöst wurden wir fast wie im Märchen, in dem eine gute Fee erscheint und die bösen Geister bannt, die für eine begrenzte Zeit ihr Unwesen trieben. Bei uns in Ivangorod war es Jelena, unsere neue

russische Führerin, die plötzlich hinter der Schranke auftauchte und im aufgeregten Chaos eine deutsche Stimme erklingen ließ, beruhigend auf alle irritierten und aufgebrachtten Grenzgänger einsprach und mitteilte, dass nur diejenigen überhaupt eine Devisenerklärung abgeben müssten, die fremde Währungen im Wert von mehr als 1000 US-\$ einführen wollten. Davon konnte natürlich bei keinem von uns die Rede sein. Damit war dieses Problem gelöst. Eigentlich hätte damit jedes Problem gelöst sein können. Aber dem war nicht so. Umständliche Prozeduren, mit denen man den Respekt vor der Staatsmacht glaubt einfordern zu müssen, sind wohl charakteristisch für jedes autoritäre System. Der Pass mit dem in Deutschland sehr sauber gedruckten Visum -hier wie auch zu DDR-Zeiten seltsamerweise auch in der Einzahl immer als „Visa“ bezeichnet- wurde einem elektronischen Lesegerät zugeführt - eine selbstverständliche Normalität. Danach aber musste der Pass samt Visum -pardon: „Visa“- einer Frau vorgelegt werden, die an einem Katzentisch gegenüber in Handschrift akribisch Namen und andere persönlichen Daten noch einmal in eine Liste eintrug. Das dauerte natürlich. Hier begriff ich endlich, warum in Deutschland das Bonner Generalkonsulat unsere Vor- und Nachnamen (mit Computerschrift) in kyrillische Zeichen transkribiert hatte. Die arme Frau konnte wahrscheinlich gar keine „lateinischen“ Buchstaben lesen. Warum verwendete man dazu aber nicht das ohnehin eingesetzte elektronische Lesegerät? Stand dieses etwa nur der streng geheimen Staatssicherheit zu Verfügung, die mich allerdings wohl auf keiner Fahndungsdatei fand? Warum es bei unserer Einreise mit dem Omnibus anschließend auch noch nötig war, unser Gepäck durch ein Röntgengerät und alle Passagiere durch eine elektronische Schleuse mit Metalldetektor zu schicken, leuchtet sicher nur dem Erfinder dieser Prozedur ein. Wahrscheinlich hatte man die Befürchtung, jemand wolle den eigenen Omnibus auf russischem Territorium mit allen Insassen in die Luft sprengen. Aber wir befanden uns doch in Ivangorod und nicht in Tschetschenien oder Israel! Wie auch immer, nicht nur ich hatte am Ende den Eindruck, dass das Verfahren und die sprachlichen Irritationen zu Beginn selbst dem russischen Personal eher peinlich waren, als dass sich irgendwer von ihnen klammheimlich ins Fäustchen gelacht hätte.

Von Ivangorod sahen wir ebenso wie vorher von Narva nur ausgedehnte Plattenbausiedlungen. Etwa 20 km hinter der Grenze ließ der Name eines Ortes bayrische Assoziationen aufkommen: Kingisepp (КИНГИСЕПП). Wenn man das g übersieht, könnte man leicht an einen bayrischen König namens Joseph denken (Kinisepp), den es aber nicht gab. Blicke nur die Erinnerung an den großen Vorsitzenden der CSU, von dem aber trotz seiner zahlreichen Ostkontakte nicht anzunehmen ist, dass er hier eine Fangemeinde hinterließ.

Unterwegs auf dem Land sahen wir, dass die Leute überall in typisch russischen Holzhäusern wohnten, bei denen nicht immer klar zu erkennen war, ob es sich um echte Bauernhäuser oder um „Datschen“ von Stadtbewohnern aus St.Petersburg handelte. An sehr vielen Stellen standen Frauen vor ihren Häusern und boten Äpfel und andere Produkte aus dem Garten zum Verkauf an.

Interessanterweise hat sich zwar die Stadt Leningrad vor zehn Jahren ihren ursprünglichen Namen St.Petersburg wieder zugelegt (im Russischen allerdings ohne das deutsche Genitiv-S), aber der zugehörige Bezirk hört nach wie vor auf den Namen Lenins: Leningradsckaja Oblast (Leningrader Bezirk). Mit dem Namen Leningrad verbinden sich für die Menschen eben zu viele Erinnerungen, vor allem jene an die 2½-jährige Belagerung und Abriegelung der Stadt durch deutsche Truppen von Herbst 1941 bis Januar 1944. Ich werde nie unseren Besuch 1991 in der Leningrader orthodoxen geistlichen Akademie und im angegliederten kirchlichen Krankenhaus vergessen, in dem einige blutjunge Ärzte für einen minimalen Lohn unter unsäglich primitiven Verhältnissen wirkten und dennoch ihren Patienten anscheinend jene Geborgenheit vermittelten, die diese in staatlichen Krankenhäusern nicht fanden. Ergreifend war dort für uns alle die Begegnung mit alten, kranken Überlebenden jener bitteren Belagerungszeit, während der Tausende an Entkräftung, Kälte und Hunger starben. Oft waren sie die einzig Überlebenden großer Familien, die nun krank, verkrüppelt und von Gicht geplagt vor uns standen und uns unter Tränen dafür dankten, dass ausgerechnet Deutsche, von denen sie nach allen Erfahrungen ihres Lebens nichts Gutes mehr erwartet hatten, ihnen in ihrer neuen wirtschaftlichen Not Hilfsgüter schickten und sie, die sich im eigenen Land

weitgehend vergessen und verlassen fühlten, sogar noch besuchten. Wir standen ergriffen und beschämt vor diesen Menschen und erkannten, wie sehr selbst kleinste Gesten der Anteilnahme und Hilfsbereitschaft Menschen in Hoffnungslosigkeit und großer Verlassenheit Trost spenden können.

Daran musste ich denken, als wir im warmen Sonnenlicht des ausklingenden Tages die Stadtgrenze passierten und dann noch unsagbar lange durch endlose Plattenbausiedlungen fuhren, bis wir endlich den Teil der Stadt erreichten, der für Menschen in aller Welt eigentlich erst mit dem Namen St.Petersburg verbunden ist. Ein überquellender Berufsverkehr verstopfte hier die Straßen, durch die sich der Bus mühsam zu unserem Hotel Okhtinskaya-Victoria hindurchquälte, das am Bolsheokhtinsky Prospekt 4 genau gegenüber dem Smolnyi-Kloster auf der anderen Nevaseite lag. Der Fahrer hatte es eilig, zurückzufahren, wollte er doch noch im Laufe des Abends wieder die estnische Grenze erreichen. Wir freuten uns über den Sonnenschein und wiegten uns in der falschen Hoffnung, dass uns das bisherige Wetterglück auch in dieser wunderschönen Stadt weiterhin beschieden sei. Diese Hoffnung platzte jedoch am nächsten Morgen. Um so dankbarer waren wir dafür, dass wir wenigstens bisher vom Wetter verwöhnt worden waren, und trösteten uns damit, dass wir hier sehr gut in Schlössern und Museen dem Regen entgehen könnten.

**Donnerstag, 12.10.2000**

**Die Stadt, der Konsul und die Kirche, die ein Schwimmbad war: St. Petersburg**  
Was soll man von einer Stadtrundfahrt erzählen, die bei dick verhangenem Himmel in trübem Licht und zeitweisem leichten Nieselregen stattfindet? Wir stiegen kurz am Smolnykloster aus und fuhren dann vom Moskauer Bahnhof über den westlichen Teil des Nevski-Prospekts an zahlreichen ehemaligen Adelspalästen, an der Kasaner Kathedrale und am Winterpalais vorbei über die Schlossbrücke auf die große Wassiljewskij-Insel, auf der wir an der Strelka vor den beiden Rostrasäulen ausstiegen. Hier blies uns ein unangenehm kalter Wind feinen Nieselregen ins Gesicht. Wir schützten uns dagegen so gut es ging. Manch einen aus unserer Runde erkannte man verumumt kaum wieder. Nachdem wir wieder eingestiegen waren, kurvte der Bus mit uns noch ein Stück am Universitätskai entlang, dann auf der Leutnant-Schmidt-Brücke über die Neva und weiter bis zur Mojka, der wir nach links bis zum Isaaksplatz mit dem Reiterstandbild von Zar Nikolaus I. folgten. Auch hier zwischen Isaakskathedrale und Marien-Palais, dem heutigen Rathaus der Stadt, legten wir eine kurze Fotopause ein, bevor wir zum Dekabristenplatz am Neva-Ufer mit dem Reiterstandbild Peters des Großen weiterfuhren. Schließlich hielten wir noch an der „Kirche des blutenden Erlösers“, die manchmal Blutkirche, meistens aber Erlöserkirche genannt wird, bevor uns der Bus am Puschkin-Denkmal vor dem Russischen Museum zur Mittagspause absetzte. Wir liefen die kurze Strecke zum Nevski-Prospekt, wo wir gegenüber dem großen Kaufhof (Gostinji Dvor) im Souterrain das Restaurant »НЕВСКИЙ 40 ИНН« („Nevskij 40 Inn“) entdeckten, in dem ich eine Soljanka aß und einen Tee trank, zugegebenermaßen eine etwas ungewöhnliche Zusammenstellung, die meinem Magen aber guttat. Das nur schwach besetzte Lokal machte einen gediegenen Einruck. Bedient wurden wir von zwei freundlichen, gepflegt aussehenden jungen Damen. Als wir beim Verlassen des Lokals aber die beiden unfreundlichen Finsterlinge sahen, die hinter dem Tresen herumlümmelten und hier anscheinend das Sagen hatten, konnte ich mir vorstellen, dass die beiden freundlichen Damen sich zu anderen Tageszeiten auch zu weitergehenden Dienstleistungen bereitzuhalten hatten.

Die Mittagspause heute war so knapp wie immer angesetzt, denn wir hatten noch mehr vor. Zunächst empfing uns der amtierende deutsche Generalkonsul zu einem zeitlich knapp bemessenen Informationsgespräch in seinem Dienstgebäude an der Furschtatskaja ulica 39, während dem er Einblicke in seine Tätigkeit vor Ort gab. Neben den üblichen Routineaufgaben eines Konsulats im Ausland sah er seine vordringliche Aufgabe in der Gewährung von Rechtshilfe für deutsche Staatsangehörige, insbesondere für Geschäftsleute, die ihr Tätigkeitsfeld auf Russland ausgedehnt haben. In sehr vielen Fällen, so äußerte er, bedeute das mehr oder weniger massive Eingaben an die lokalen russischen Behörden zur Einforderung von größerer Rechtssicherheit für deutsche Staatsbürger. In der derzeitigen Lage seien Teile der russischen Wirtschaft geprägt durch mafiöse

Strukturen, die vor Erpressung und Nötigung zur Zahlung von Schutzgeldern, ja sogar vor Mord nicht zurückschreckten. Erst im vergangenen Jahr habe es eine Reihe von Morden an führenden Leuten einer Erdölfirma gegeben, der es gelungen sei, neben der bis dahin marktbeherrschenden Lukoil ein zweites Tankstellennetz aufzubauen und dem bisherigen Monopolisten Marktanteile wegzunehmen. Jeder in der Stadt wisse nicht nur, wer dahinterstecke, sondern kenne, so er sich ernsthaft dafür interessiere, auch die Täter. Aber bisher sei keine einzige Verhaftung erfolgt, die Behörden stellten sich unwissend. Hier sei das Konsulat aufgerufen, bei den Behörden Druck zu machen und ihnen vor Augen zu führen, dass sie kaum mit den ersehnten Investitionen aus dem Ausland rechnen könnten, solange derartige Rechtsunsicherheit herrsche. Ganz konkrete Rechts-hilfe müsse natürlich deutschen Kaufleuten oder Geschäftsführern von Joint-Venture-Unternehmen gewährt werden, wenn sie direkt bedroht seien.

Im Rahmen dieses Einforderns von Rechtssicherheit gegenüber den Behörden helfen offenbar westliche konsularische Vertretungen auch russischen Dissidenten, die sich durch Offenlegung interner Missstände bei den Behörden unbeliebt gemacht haben und die deshalb in Gefahr schweben, wie einst zu Zeiten des KGB durch unkontrollierte Behördenwillkür aus dem Verkehr gezogen und mundtot gemacht zu werden. Konkret nannte er den Namen Alexander Nikitin, also den Namen jenes ehemaligen Kapitäns der russischen Nordmeerflotte, der erstmals auf die drohende Gefahr hingewiesen hatte, die von den im Hafen Murmansk vor sich hinrostenden U-Booten mit atomarem Antrieb und anderen stillgelegten Schiffen ausgeht. Dieser Mann, der nur Informationen aus allgemein zugänglichen russischen Zeitungen zusammengetragen und in einem Bericht der norwegischen Umweltorganisation Bellona veröffentlicht hatte, war der Spionage und des Verrats von Staatsgeheimnissen angeklagt, aber am 29.12.1999 nach einem mehrjährigen Verfahren von einem Gericht in St.Petersburg freigesprochen worden. Dieses Urteil wurde am 17.4.2000 vom Obersten Gericht bestätigt. Seitdem lebt er in ständiger Gefahr, einfach in einem stillen Augenblick beseitigt zu werden, wenn die öffentliche Aufmerksamkeit sich anderen Personen und Themen zuwendet. Seine Überlebenschance besteht im ständigen Kontakt mit Oppositionsgruppen, die sofort Alarm schlagen, wenn sie von ihm kein Lebenszeichen mehr erhalten. Dabei helfen offenbar auch die Nachrichtensysteme verschiedener westlicher Konsulate, die im Falle einer ihnen kürzlich bekannt gewordenen akuten Bedrohung auch nicht davor zurückschreckten, ihn und andere in ähnlicher Lage einige Zeit lang als Gast auf ihrem exterritorialen Gelände aufzunehmen.

Leider war der Zeitpunkt dieses Treffens unmittelbar nach der Mittagspause nicht sehr glücklich gewählt, sodass die meisten von uns nach all den anstrengenden Unternehmungen der beiden letzten Wochen heroisch mit dem Schlaf kämpften und, weil das ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, den Versuch aufgaben, den langen Monologen des Redners zu folgen. Bogna K. hat diese Szenen in köstlichen Videobildern festgehalten. Apropos: Bogna entpuppte sich während der ganzen Fahrt als unglaubliche Nervensäge. Fast an jedem Ort und zu jeder Zeit stand sie plötzlich vor, neben oder hinter den Protagonisten und filmte, was das Zeug hielt. Dagegen kam unsereiner mit seinem Fotoapparat kaum an, obwohl ich manchmal auch schon Hemmungen hatte, diesen in Schussposition zu bringen, gerade weil mir Bognas Aktivitäten wieder sehr bewusst machten, wie sehr man nolens volens andere damit nerven kann. Nach ein paar Bemerkungen Dr. Wiesehöfers vor der Fahrt vermutete ich, dass er kein Freund von Knipsfetschisten ist. Aber er enthielt sich während der Fahrt dezent jeglichen Kommentars und war auch sensibel genug, nicht taktlos ins Blickfeld einer Kamera zu laufen, mit der jemand gerade ein anderes Motiv anvisierte. Das konnte man von zwei sehr großen Mitreisenden nicht behaupten, die vielleicht aus Verärgerung über die ungefragt erwartete Rücksichtnahme seitens aktiver Fotografen immer wieder einmal urplötzlich ins Blickfeld gezückter Kameras stolperten, während man gerade den Auslöser betätigte. Noch ein Wort zu Bogna: ich war begeistert von ihrem Film; sie hat den gewissen Blick für Situationen und Perspektiven. Hut ab! Das Nerven und Sägen hat sich gelohnt. Ich schlage Bogna für den »Goldenen Elch« vor, den von uns zu schaffenden Filmpreis aus dem Land der Ordensritter.

Unsere russische Führerin Jelena war eigentlich ganz nett. Aber man merkte oft, dass ihr Wissen nicht entfernt die Breite und Tiefe dessen von Vitalija erreichte und dass Vieles nur angelesen war. Eigentlich hätte das gar nicht gestört und wäre auch nicht weiter aufgefallen, hätten wir vorher eben nicht Vitalija erlebt. Mich störte mehr die Praxis ihrer Tourismusorganisation, die wie in alten Tagen allzu offen darauf aus war, Touristen zu gängeln und finanziell abzuzocken. Ohne uns zu fragen, wurden wir während der Stadtrundfahrt in einem Souvenirladen am Neva-Ufer abgeladen, in dem uns zwar ein Gläschen Wodka spendiert wurde, in dem wir aber auch eine Zwangspause von über einer Stunde hinnehmen mussten, um der Organisation eine Chance zu geben, Souvenirs an den Mann/die Frau zu bringen. Angesichts des kalten und regnerischen Wetters fiel diese Zumutung gar nicht weiter auf. Bei schönem Sonnenwetter hätte ich das allerdings -neudeutsch pathetisch formuliert- als eine Minderung von Lebensqualität empfunden. Auch im Hotel schien sich der Begriff „Service“ noch allzusehr am Standard von Intourist unseligen Angedenkens zu orientieren. Vor allem das begrenzte Angebot beim Frühstück und die Umstände, unter denen wir die Mahlzeiten einnehmen mussten, fand ich recht gewöhnungsbedürftig, insbesondere aber die groteske Langsamkeit des für uns zuständigen jungen Kellners, der mit seinem unbewegten Gesichtsausdruck, seinen zeitlupenhaften Bewegungen und der Verweigerung jeglicher Reaktion auf ein hin und wieder geäußertes freundliches Wort den Charme eines Robotniks versprühte. Oder waren wir einfach nicht in der Lage, die künstlerische Darbietung eines großen Solo-Pantomimen angemessen zu würdigen? Der Unterschied zu den meisten Hotels, die wir im Baltikum kennenlernten, war jedenfalls augenfällig.

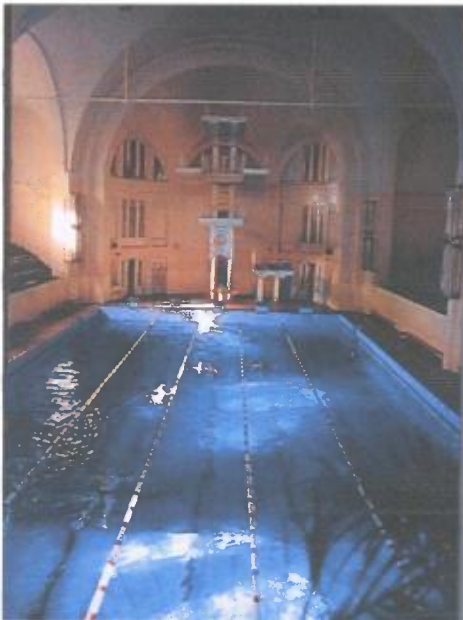
Für den Nachmittag hatten wir mit Jelena verabredet, dass uns der Bus zur Peter-und-Pauls-Festung bringen sollte. Sie hatte ursprünglich darauf geantwortet, das sei im Preis nicht eingeschlossen, die Führung müssten wir ihr extra bezahlen. Wieso Führung? Wir wollten die Festung auf eigene Faust erkunden. Die Enttäuschung war ihr anzusehen. Aber sie machte gute Miene und erklärte sich mit unserem Plan einverstanden. Wir schauten uns dort zunächst noch gemeinsam die seltsame Plastik Peters des Großen an, auf der er im Garten sitzend dargestellt ist und die seine Physiognomie angeblich realistisch wiedergibt, dann betraten wir die Peter-Paul-Kathedrale mit den Gräbern der russischen Zaren und verteilten uns dabei allmählich. Da lagen sie fast alle, die Großen ihrer Zeit aus der russischen Geschichte. Wieviele Flüche von Gebannten und Geknechteten, von Verlassenen und Ermordeten aus den Weiten Russlands mögen einstmal ihnen gegolten haben? Erst wenige Monate vorher hatte man hier in einem feierlichen Akt die Überreste der ermordeten letzten Zarenfamilie beigesetzt, darunter auch die „hysterisch-bigotte Gemahlin Alexandra“ (Der Große Ploetz) von Zar Nikolaus II. Sie stammte aus unserer Heimat und war die Schwester des letzten Großherzogs von Hessen-Darmstadt. Ihre Herkunft war auch auf einer neuen Marmortafel angegeben: АЛЕКСАНДРА ФЕОДОРОВНА, ПРИНЦЕССА ГЕССЕН-ДАРМШТАДТСКАЯ. Die Kirche war in üppigem Barock mit edlem Marmor und viel Gold prächtig ausgestattet. Im krassen Gegensatz dazu wirkte der Gefängnistrakt in der Trubezkoi-Bastion düster und bedrückend. Wir durchschritten langsam die Gänge mit den Türen der Gefängniszellen und versuchten, unter den kyrillisch geschriebenen Namen ehemaliger Insassen den einen oder anderen uns bekannten Namen zu entdecken. An der Zelle Maxim Gorkijs wurden wir fündig. Erstaunlich, wie oft deutsche Namen unter denen der Häftlinge auftauchten. Baltendeutsche, Wolgadeutsche oder Juden? Mir war keiner bekannt.

Als wir die Festung verließen, hatte die frühe Dämmerung längst eingesetzt. Wir fuhren zum Hotel zurück, in dem wir relativ früh unser Abendessen einnahmen, denn heute abend war noch ein Treffen mit der deutschen Minderheit in der lutherischen Petri-Gemeinde vorgesehen. Dazu brachte uns der Bus wieder ins Zentrum und setzte uns auf dem Nevski-Prospekt gegenüber der Kasaner Kathedrale ab. Hier zwischen den Häusern Nr.22 und Nr.24 steht etwas zurückgesetzt die in den dreißiger Jahren des 19.Jahrhunderts erbaute deutsch-lutherische Petrikirche. Während der Sowjetzeit war sie zweckentfremdet zunächst als Gemüselager genutzt worden, bis sie schließlich um 1960 herum in ein Schwimmbad umgewandelt wurde. Dort, wo früher der Altar stand, errichtete man einen 10 m hohen Sprungturm. 1992 wurde der Bau wieder der lutherischen Gemeinde zurück-

gegeben, die mit finanzieller Unterstützung aus Deutschland über dem Schwimmbecken provisorisch eine Decke einzog, die heute den Boden der Kirche darstellt. Die Zuschauertribünen auf der linken und rechten Seite hat man bislang aus Geldmangel nicht entfernt. Auch wenn sie stilistisch nicht ganz in den sakralen Raum passen, werden sie bei Gottesdiensten und Kirchenkonzerten als Emporen genutzt. Seit 1994 finden hier wieder regelmäßig Gottesdienste statt. Zur Gemeinde, die nach den Angaben eines Reiseführers von 1998 (DUMONT Reise-Taschenbuch, 2.Auflage) etwa 600 Mitglieder zählt, haben nicht nur Russlanddeutsche gefunden, sondern auch vorwiegend junge Russen, die nach einem neuen Lebenssinn suchen und den im Alltagsleben einer evangelischen Gemeinde eher finden als in der Zelebration langer Liturgien, woraus im Wesentlichen das Leben orthodoxer Gemeinden besteht. Schon die Art, in der wir willkommen geheißen wurden, ließ über alle Sprachbarrieren hinweg spüren, mit welcher Wärme und Herzlichkeit die Gemeindemitglieder auf Gäste eingehen können, ohne in irgendeiner Weise penetrant zu wirken, wie man das manchmal in Deutschland bei freikirchlichen Gruppen erleben kann. Auch von Larmoyanz war nichts zu spüren, obwohl im Laufe des Abends manches bittere Schicksal offenbar wurde. Alle offiziellen Ansprachen, von der Begrüßung durch den Gemeinderatsvorsitzenden bis zu Berichten einzelner Gemeindemitglieder, die sowohl von ihrer beruflichen Tätigkeit als auch von ihrem Wirken innerhalb der Gemeinde erzählten, wurden von einer sympathischen jungen Dame hin- oder herübersetzt, je nachdem, ob der Vortrag auf Russisch oder auf Deutsch erfolgte. Für die Seelsorge in der Gemeinde ist ein deutscher Pfarrer zuständig, der jeweils für eine bestimmte Zahl von Jahren von einer deutschen Landeskirche nach St.Petersburg abgeordnet wird. Diese Pfarrer wie auch der derzeitige sprechen im Allgemeinen nicht Russisch und sind in besonderem Maße auf die Fähigkeiten der jungen Dolmetscherin angewiesen, die diese Tätigkeit deshalb auch hauptamtlich ausübt. Wir hörten in Gesprächen, dass manche, die sich zur deutschen Volksgruppe zählen, höchstens noch eine deutsche Großmutter haben, die aber, wie oft in Russland, die Familie zusammen- und deren Traditionen hochhält. So hat oft in der Großmutter der religiöse Funken überlebt und mit ihm die emotionale Bindung an das deutsch geprägte Luthertum. Wir hörten, wie sehr die Gemeindemitglieder, die alle nicht zu den Reichen des Landes gehören, im Alltag zusammenhalten. Eine junge Ärztin erzählte, dass sie nach ihrem Dienst im Krankenhaus kostenlose Sprechstunden für Gemeindemitglieder abhält. Ich bin mir nicht sicher, aber ich meine gehört zu haben, dass einige ältere Frauen Kindern Deutschunterricht erteilten oder auch jüngeren Frauen Kochkurse. Diese gegenseitige Offenheit und Hilfsbereitschaft ist es wohl, die auf außenstehende Sinnsucher so anziehend wirkt. *An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.* Davon, dass die Pflege der Tradition und das Festhalten am Deutschtum auch tragikomische Züge annehmen kann, berichtete der Pfarrer aus Deutschland. Er habe vor einiger Zeit vorgeschlagen, dass man die Gebete des evangelischen Gottesdienstes, vor allem das Vater Unser, künftig auf Russisch beten solle, da doch Russisch die Muttersprache aller sei und nur wenige Deutsch verstehen könnten. Das habe zu einem Aufruhr und fast zu einer Gemeindespaltung geführt. Auch wenn man noch so wenig Deutsch verstehe, die traditionellen Gebete kenne man und wolle sie auch beibehalten. Sie seien doch schließlich eine *deutsche* evangelische Gemeinde! Bei diesem Bericht musste ich an die Diskussionen in der katholischen Kirche nach dem Vatikanischen Konzil denken, auf dem die jeweilige Landessprache als Liturgiesprache zugelassen worden war. Auch damals klammerten sich manche derart ans Latein, als wäre es der Wesenskern des Katholizismus.

Mich interessierte noch etwas anderes. 1991 hatten wir auf unserer Reise in Riga einen noblen alten Herrn voller Gottvertrauen kennengelernt, der von dort aus die „Lutherische Kirche der Deutschen in der Sowjetunion“ gegründet hatte und als deren Bischof auftrat: Bischof Kalins. Er hatte uns damals erzählt, dass er einen sehr engen Mitarbeiter nach Leningrad entsandt habe, der dort nun als Pfarrer wirke und den Aufbau einer neugegründeten deutschen lutherischen Gemeinde betreibe. Später erfuhr ich, dass Bischof Kalins eine Deutschlandreise vorzeitig abbrechen musste und deshalb nicht mehr nach Frankfurt kommen konnte, weil es Probleme mit seinem Mitbruder in St.Petersburg gebe. In diesem Zusammenhang war von Abspaltung die Rede. Leider habe ich in der Folgezeit nichts mehr von Bischof Kalins und seinen Problemen gehört. Deshalb sprach ich jetzt den deutschen Pfarrer in St.Petersburg auf Bischof Kalins an, nachdem er davon erzählt hatte, dass

die Petersburger Gemeinde eine ganz besondere Bedeutung für alle deutschen Lutheraner in Russland habe. In dem schon zitierten Reisehandbuch heißt es sogar: „Nachdem die Kirche an die Gemeinde zurückgegeben wurde, ist sie nicht nur das protestantische Zentrum der Stadt, sondern Bischofssitz für die GUS.“ Hier ist nicht mehr nur von Lutheranern die Rede, sondern ganz allgemein von „Protestanten“, auch nicht nur von deutschen. Ich nehme an, dass damals ein weiterblickender Mann St.Petersburg als Bischofssitz installierte, weil abzusehen war, dass sich Lettland nicht nur von Russland, sondern von der gesamten GUS abkoppeln würde und dass deshalb ein lutherischer Bischof keine Chance hätte, von Riga aus seinen bischöflichen Einfluss weiterhin auf das gesamte Gebiet der aufgelösten Sowjetunion, also jetzt der GUS, ausüben zu können. Das musste den Petersburger Gottesmann in die Konfrontation mit Bischof Kalins treiben. Da wir alle Menschen sind, ist natürlich nicht auszuschließen, dass er auch noch andere sehr persönliche Ziele verfolgte. Wie gesagt, das sind Vermutungen. Vielleicht erfahre ich eines Tages etwas mehr über die Hintergründe. In der Petri-Gemeinde jedenfalls antwortete der deutsche Pfarrer etwas zögerlich, ja, Bischof Kalins sei der erste gewesen, der versucht habe, die Protestanten in der Sowjetunion in einer Kirche zu vereinen. Er habe anfangs großen Einfluss bei den Behörden gehabt und viel erreicht. Er sei aber inzwischen gestorben. Kein Wunder! Er war damals schon über 80! Er strahlte 1991 in Riga das gleiche Gottvertrauen aus wie jetzt der katholische Generalvikar Šmelters, auch wenn er äußerlich etwas ruhiger wirkte als dieser. Er hatte mich seinerzeit ähnlich beeindruckt.-



Die Petrikirche, die ein Schwimmbad war

Im Laufe des Abends hatte ich den Eindruck, dass sich während der Einzelgespräche, die nach dem offiziellen Teil des Abends geführt wurden, eine Reihe von persönlichen Kontakten ergaben, die auch in Zukunft Früchte tragen könnten. Zum Abschluss warfen wir noch einen Blick in die Kirche, die einmal ein Schwimmbad war, und fuhren dann zum Hotel zurück.

Freitag, 13.10.2000

### **Katharinenpalast und Eremitage: In Puschkin und St.Petersburg**

Das Wetter machte keine Anstalten mehr, den Himmel aufzuhellen. Tiefhängende dunkle Wolken erinnerten eher an die bevorstehende Polarnacht weiter im Norden als an den vergangenen baltischen Altweibersommer. Ein Wegweiser nach Murmansk verstärkte noch diese Stimmung. Wir fuhren wieder durch endlose Plattenbausiedlungen, bis wir die Stadtgrenze von St.Petersburg hinter uns hatten. Nach etwa einer Stunde erreichten wir den Ort Puschkin und schließlich auch den riesigen blauen Katharinenpalast. Als wir aus dem Bus stiegen, begrüßte uns eine Blaskapelle, zu der sich eine Handvoll Kriegsveteranen in abgewetzten Uniformmänteln zusammengetan hatten, um sich auf diese Weise ein paar Rubel zu verdienen. Wenn man im Inneren des riesigen Schlosses die Fotos der Kriegszerstörungen sah, musste man den Russen großen Respekt zollen für die geleistete Wiederaufbauarbeit, auch wenn Vieles wie das berühmte Bernsteinzimmer noch nicht



vollendet ist. Jelena führte uns gekonnt durch alle zugänglichen Räume, worüber ich nichts weiter schreiben möchte. Denn einmal hat man wenig von einer Beschreibung, ohne die Pracht der Räume bildlich vor sich zu sehen. Zum anderen war ich nach den vielen Eindrücken unserer Reise auch nicht mehr sehr aufnahmefähig.

Nach der Mittagspause fuhren wir zurück zur Petersburger Eremitage. Angesichts der Fülle sehenswerter Räume im Winterpalais und ausgestellter Gemälde in den verschiedenen Museen führte uns Jelena nur zu ausgewählten Objekten. Mich interessierten vor allem die Ausstellung der deutschen Beutekunst und die französischen Impressionisten.

Als hätten wir heute nicht schon genug gesehen, wollten wir an diesem letzten Abend unserer Reise unbedingt noch einen feierlichen Schlusspunkt setzen. Deshalb zog es eine große Gruppe in den Nikolai-Palast, in dem eine engagierte Truppe junger Leute Kostproben russischer Folklore bot. Das Abendessen nahmen wir deshalb erst gegen 21<sup>30</sup> ein. Danach verspürte man das Bedürfnis, mit einigen besonders netten Reisegenossen, zu denen sich engere Kontakte ergeben hatten, noch eine Weile zusammensitzten und des Endes der Reise mit einem geziemenden Streifen russischen Bieres zu gedenken, bevor man todmüde ins Bett sank.

**Samstag, 14.10.2000 До свидания Россия! Über Pawlowsk zum aufhaltsamen Rückflug**  
Heute stand die Rückreise nach Deutschland an. Doch wer ein echter Globetrotter ist, fährt nicht einfach zum nächsten Flughafen, nein, weit gefehlt! Zuvor besichtigt er mit seinen Kumpanen noch ein weiteres Schloss. Pawlowsk wurde von Katharina der Großen für ihren Sohn Pawel (Paul) gebaut und hatte nicht so gewaltige Ausmaße wie die beiden gestern, es war intimer. Es stellte einen gelungenen Abschluss unserer Reise dar, lag es doch auch in der Nähe des Flugplatzes, auf dem wir uns startklar machten für die Rückreise. Die Abflughalle wirkte inzwischen nicht mehr so provisorisch wie 1991. Nachdem wir die übliche Wartezeit hinter uns hatten, bestiegen wir wieder eine Maschine der SAS, deren Sitze aber so großzügig angeordnet waren, wie man das sonst nur in einer höheren Klasse erwarten kann. Hier konnte man seine Beine ordentlich ausstrecken und den Flug genießen. Diesmal führte unser Umweg über Stockholm, wo wir uns erst vier Stunden später in eine vollbesetzte Lufthansa-Maschine mit dem üblichen Sardinenbüchsenkomfort zwängen und auch noch eine halbe Stunde am Boden ausharren mussten, bis wir aus Frankfurt Starterlaubnis bekamen. Der Flughafen dort war angeblich vorher überbelegt. Macht man auf diese Weise schon im Ausland Stimmung bei Passagieren für die geplante Flughafenerweiterung? Ein wenig entschädigte uns der Blick aus dem Fenster, während wir über der Wald- und Seenlandschaft, in die Schwedens Hauptstadt hineingewachsen ist, im Steigflug eine Runde drehten. Etwas später sahen wir links unter uns die Lichter von Malmö und die beleuchtete neue Brücke über den Öresund.

Das Aufhaltsame unserer Rückfahrt war nach der Landung in Frankfurt noch nicht beendet. Als wir den Bahnsteig der S-Bahn betraten, war er schon voller Menschen. Eine Lautsprecherdurchsage verkündete, dass noch zwei weitere Züge „aus betrieblichen Gründen“ ausfielen. Man versuchte besser nicht, sich diese näher vorzustellen.

Irgendwie kam dann doch jeder noch nachhause. Es ist schade, aber leider unvermeidlich, dass die Randbedingungen solcher Reisen immer derart unerquicklich sind, dass man zunächst keinen Gedanken mehr an die schönen Augenblicke der Fahrt verwenden mag, sondern nur noch den dringenden Wunsch nach einer warmen Dusche und einem sauberen Bett verspürt. Erst viel später, manchmal erst nach Tagen oder Wochen, beginnen sich die Eindrücke einer Reise zu ordnen. Dann erst kommt man dazu, vielleicht an Hand schöner Fotografien, die Reise in vollen Zügen zu genießen. Der Wunsch, die wunderschöne und erlebnisreiche Reise in allen ihren Nuancen noch einmal nachzuerleben und irgendwie festzuhalten, war der Vater des Gedankens, diesen Bericht zu schreiben. Er ist erheblich länger geworden als geplant. Wem er zu langatmig ist, der braucht ihn ja nicht zu lesen. Oder schreibe einen kürzeren...



Abendsonne über dem verlassenem Ostseestrand auf der Kurischen Nehrung bei Nidden

Iki pasimatymo, Lietuva! - Ciao Litauen!

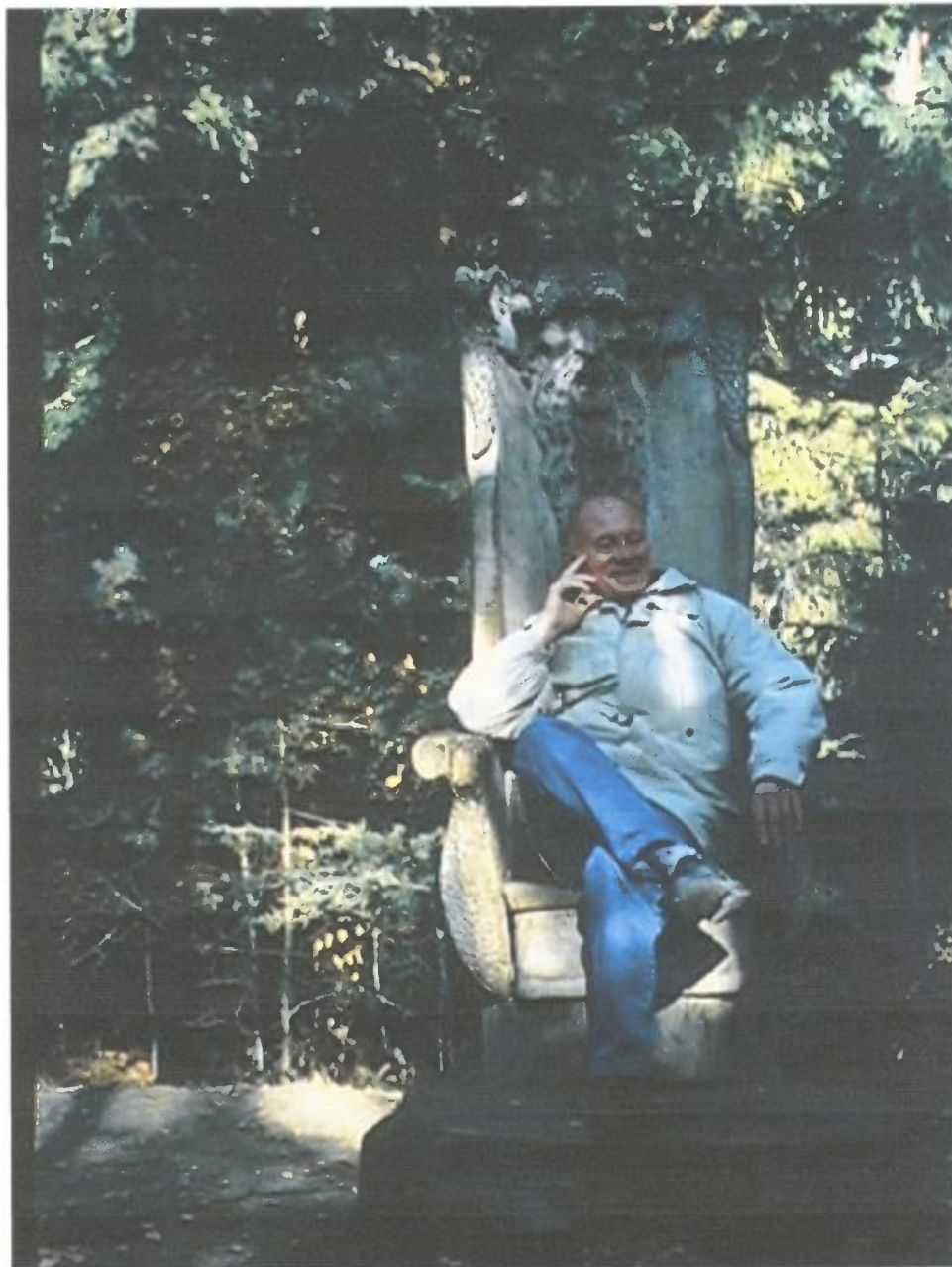
Uz redzēšanas, Latvija - Ciao Lettland!

Nägemiseni, Eesti! - Ciao Estland!

До свидания, Россия (Da svidanije, Russija) - Ciao Russland!

Dr. Siegfried Schröder  
DANKE!  
Dr. Philipp Wiesehöfer

Einige Zeit nach der Rückkehr von der Reise erfuhren wir von der späten Promotion unseres zweiten Reiseleiters. Also nun **Herr Doktor Schröder**: Herzliche Glückwünsche zu dieser beachtlichen Leistung im reifen Alter angesichts Ihres ungebrochenen, vollen Einsatzes in Ihrem Beruf!



Dr. Siegfried Schröder

Ad multos annos!

## Bücher zum Thema Ostpreußen - Baltikum

in meinem Besitz

Nr.	Titel	Autor/in	Verlag	Ersch.Jahr
1	Tallinner historische Bauten und Kunstwerke	Mäeväli, Sulev	Tallinn Periodika (dt. Ausgabe)	1990
2	Reval/Tallinn - Hanse-, Landeshpt-, Olympiastadt	Taube, Arved von	Walter Rau Verlag	1979
3	Tallinn/Reval, ein Reiseführer (Balt Reisebüro)	Nolte, Erich von	W.Ludwig Verlag, Pfaffenhofen	1987
4	Riga, ein Reiseführer (Baltisches Reisebüro)	Nolte, Erich von	W.Ludwig Verlag, Pfaffenhofen	1986, 2.Auflage
5	Litauen und Königsberg (Kunstreiseführer)	Gorys, Erhard	DuMont	1996, 1.Auflage
6	Estland (Kunst- und Landschaftsführer)	Karin, Thea	DuMont	1994
7	Baltikum (Richtig reisen)	Gerberding, Eva, und andere	DuMont	1995
8	St.Petersburg (Reisetaschenbuch)	Gerberding, Eva	DuMont	1998, 2.Auflage
9	Lettland (Becksche Reihe "Länder")	Ludwig, Klemens	C.H.Beck	2000
10	Estland (Becksche Reihe "Länder")	Ludwig, Klemens	C.H.Beck	1999
11	Fischer Weltatmanach 2001	Baratta, Mario von (Hrsgb.)	Fischer Verlag	2000
12	Der Große Ploetz - Auszug aus der Geschichte	Herausgeber: Ploetz-Verlag	Verlag Ploetz	1980, 29.Auflage
13	Dt.Geschichte im Osten Europas, Balt Länder	Pistohlkors, Gert von	Siedler Verlag	1994
14	Der Deutsche Orden (vom Ursprung bis zur Gegenwart)	Tumler, Marian	Wissenschaftl. Archiv Verlag	1974
15	Die städtischen Handelszentren d. Nordwestl. Ruß	Mühle, Eduard	Franz Steiner Verlag Stuttgart	1991
16	Der Tod von Reval	Bergengruen, Wemer	dtv 11999	1995
17	Levins Mühle	Bobrowski, Johannes	Fischer Taschenbuch 1690	2000, 17.Auflage
18	Litauische Claviere	Bobrowski, Johannes	Reclam Bibliothek 1470	1993, 1.Auflage
19	Die sterbende Kirche	Schaper, Edzard	Fischer Taschenbuch 37	1958, 51.-100. Tausd
20	Deutsche Lyrik - Gedichte seit 1945	Horst Bingel (Hrsg.)	dtv, SR 20	1966
21	Auch in der Hölle bist Du da... (Meine Russenjahre)	Kühnapfel, Margarete	Kreuz-Verlag, Stuttgart	1952, 6.Auflage
22	Ostpreußens Schicksalsjahre 1944-1948	Kibelka, Ruth	Aufbau Verlag	2000
23	Wolfskinder - Grenzgänger an der Memel	Kibelka, Ruth	Basisdruck Verlag 14	1999, 3.Auflage
24	Ostpreußische Lebensläufe	Lachauer, Ulla	rororo 1690	2000
25	Begegnungen mit Ostpreußen	Krockow, Christian Graf von	dtv 30493	1995
26	Hunde von Riga	Mankell, Henning	dtv 20294 (1850)	2000, 3. Auflage

## Bisherige Fernsehsendungen zum Thema Ostpreußen - Baltikum

als Videokassetten in meinem Besitz

Nr.	Titel der Sendung	Autor/in	Dauer	Sender	Sendetermin
1	Kant, Königsberg, Kaliningrad - Eine historische Stadt im Wandel	Lachauer, Ulla	45 min	ARD	25.12.1991
2	Ostpreußen: Preußens Osten Russlands Westen	Lachauer, Ulla	45 min	ARD	26.12.1991
3	Estland und Lettland - Fenster zum Westen	Schirra, Rainer	45 min	SWF 3	1989 / 1990
4	Die Letten ohne Lenin - Wiederbegegnung in einer freien Republik	Lübke, Britta, RB 1992	45 min	HR 3	17.01.1992
5	Früchte der Freiheit - Die Kirchen im Baltikum	Schröder-Jahn, Jürgen, NDR 1992	45 min	ARD	17.01.1992
6	Kaliningrad (Dokumentarfilm in der Reihe "Ostseereport")	Saemann, Heidi	45 min	Eins-Plus	24.06.1992
7	Sonnenwende: Riga in der neuen Ära	Mueller-Stahl, Hagen, SFB 1992	60 min	ARTE	22.12.1992
8	Reise durch Ostpreußen, Teil 1: Ermland und Masuren	Bednarz, Klaus	45 min	ARD	28.12.1994
9	Reise durch Ostpreußen, Teil 2: Königsberg und Kurische Nehrung	Bednarz, Klaus	45 min	ARD	01.01.1995
10	Reise durch Ostpreußen, Teil 3: Landschaften, Menschen, Träume	Bednarz, Klaus	60 min	ARD	01.01.1996
11	Die baltischen Staaten ("Alles in bester Ordnung?" / Reihe 1997) - Estland	Herbertz, Günter, WDR 1997	30 min	WDR 3	27.12.1997
12	Die baltischen Staaten ("Alles in bester Ordnung?" / Reihe 1997) - Litauen	Herbertz, Günter, WDR 1997	30 min	WDR 3	27.12.1997
13	Die baltischen Staaten ("Alles in bester Ordnung?" / Reihe 1997) - Lettland	Herbertz, Günter, WDR 1997	30 min	WDR 3	03.01.1998
14	Kalte Heimat zwischen Weichsel und Memel: Das Königsberger Gebiet	Koepf, Volker	150 min	mdr 3	15.04.1998
15	Kurische Nehrung - Vergessenes, wieder entdecktes Land	Wold, Kerstin	45 min	3-SAT	31.12.1998
16	Die Memel, Teil 1: Die Memel in Weißrussland ("Bilder einer Landschaft")	Reißig, Erich	45 min	BR 3	04.03.1999
17	Die Memel, Teil 2: Die Memel in Litauen ("Bilder einer Landschaft")	Reißig, Erich	45 min	BR 3	11.03.1999
18	Die Memel - So nah ... und doch so fern ("Reisewege")	Aschke, Katja	45 min	SWR 3	18.05.1999
19	Ach Riga, du Schöne - Porträt einer Stadt	Kipp-Thomas, Michael, NDR 1998	45 min	ARTE	09.03.1999
20	Riga, Gesichter einer Stadt (eine Zeitreise)	Lachauer, Ulla	45 min	WDR 3	19.03.1999
21	Lettland - Der lange Weg in die Freiheit	Butenschön, Marianna, NDR 1998	35 min	ARTE	09.03.1999
22	Vilnius, die litauische Hauptstadt	Wolter, Gudrun	45 min	N 3	28.06.1999
23	Zwischen Masuren und Frischem Haff ("Reisewege Ostpreußen")	Schels, Evelyn	45 min	BR 3	03.08.1999
24	Hinter der Bernsteinküste - Begegnungen zwischen Memel und Kurischer Nehrung	Bauer, Christian und Matti	45 min	BR 3	04.08.1999
25	Unter baltischem Himmel - Begegnungen zwischen Riga und Reval	Bauer, Matti	45 min	BR 3	05.08.1999
26	Pölnisches Ermland, katholisches Preußen	Lachauer, Winfried	45 min	3-SAT	10.09.1999
27	Eine Flussfahrt in Ostpreußen: Die Gilde (süd. Mündungsam der Memel)	Koepf, Volker	75 min	ARD	20.12.1999
28	800 Jahre Riga - Eine Hansestadt zwischen Tradition und Aufbruch	Demmler, Eva	30 min	BR 3	21.01.2000
29	Die baltischen Staaten, neue Reihe 2000, Teil 1: Litauen	Reischies, Andrea, WDR 2000	30 min	WDR 3	03.05.2000
30	Die baltischen Staaten, neue Reihe 2000, Teil 2: Lettland	Reischies, Andrea, WDR 2000	30 min	WDR 3	03.05.2000
31	Die baltischen Staaten, neue Reihe 2000, Teil 3: Estland	Reischies, Andrea, WDR 2000	30 min	WDR 3	03.05.2000
32	Baltische Notizen: Von Stränden, Sekten und Schlachten	Heffer, Walter	30 min	Phoenix	09.07.2000
33	Der Bernsteinwald - Geheimnisse des baltischen Meeres (Reihe Terra-X)	Ziegler, Gudrun / Pytka, Ewa	45 min	ZDF	14.08.2000

Hin und wieder wird der eine oder andere Film in Phoenix, 3-SAT oder einem der dritten Programme wiederholt.